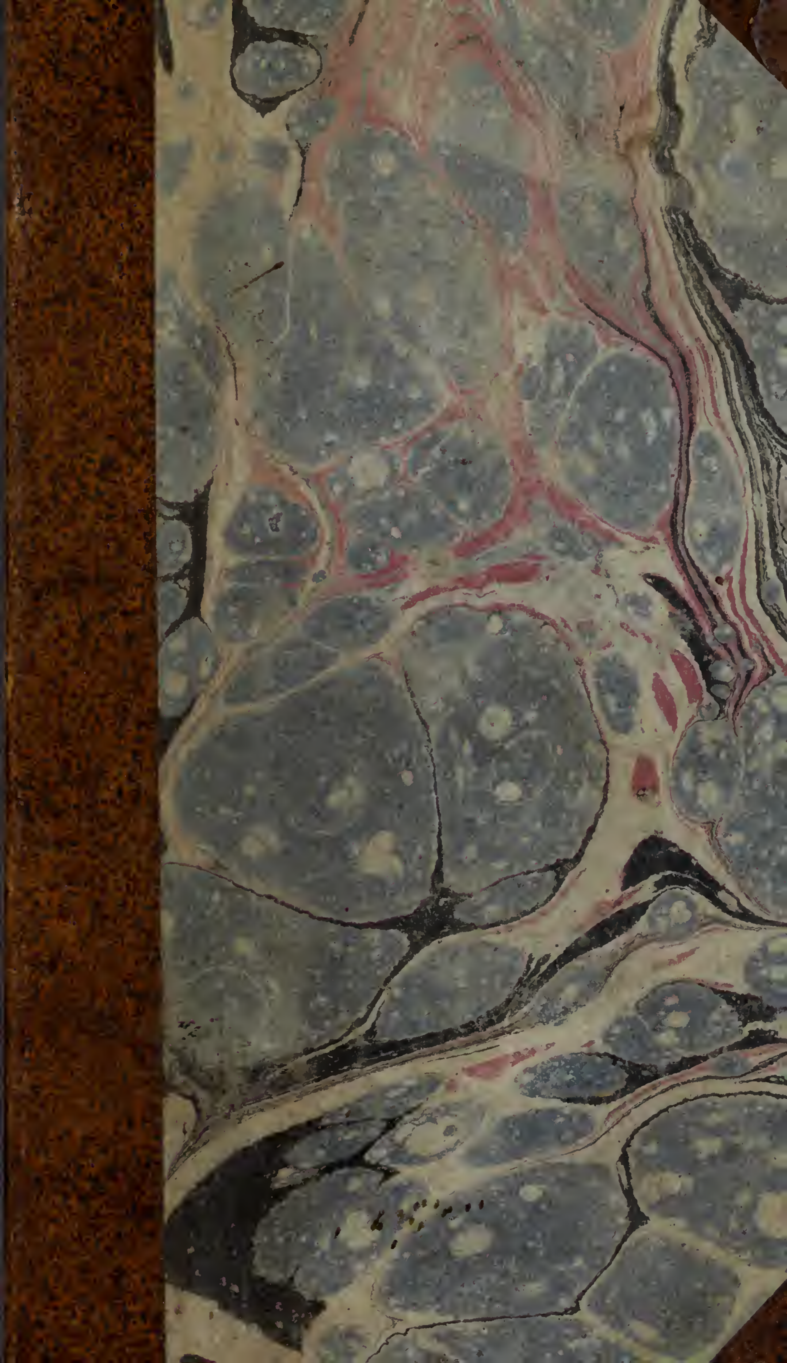



EX LIBRIS
FRANZ POLLACK PARNAU
J/IV/72/1

BRIEFE

AUS DER

SCHWEIZ UND ITALIEN

VON

GEORG ARNOLD JACOBI

IN DAS VÄTERLICHE HAUS NACH DÜSSELDORF

GESCHRIEBEN.

ERSTER BAND.

LÜBECK UND LEIPZIG

BEI FRIEDRICH BOHN UND COMPAGNIE.

1796.

DEM

EDLEREN UNTER DEN EDLEN,

DEM

FREUNDE DER WEISHEIT UND TUGEND,

DEM

LIEBLINGE JEDER MUSE,

FRIEDRICH LEOPOLD,

GRAFEN ZU STOLBERG

GEWIDMET

VON

DEM VERFASSER.

Vorrede.

Was man von dieſem Buche zu erwarten hat, iſt durch den Titel deſſelben angekündigt. Es enthält Briefe eines Jünglings an die zurückgelaſſenen Seinigen, damals ohne irgend eine Abſicht auf das Publicum geſchrieben. Er verweiſet in demſelben häufig auf das Tagebuch ſeines väterlichen Führers und groſsen Wohlthä-

ters, des Herrn Grafen zu Stollberg, das jetzt in allen Händen ist. Seine Briefe machen also nicht auf Vollständigkeit — überhaupt auf kein namentliches Verdienst Anspruch. Sie müssen gelesen werden, wie sie geschrieben wurden; angenommen, wie er sie giebt.

BRIEFE

AUS DER

SCHWEIZ UND ITALIEN.

ERSTER BAND.

Erſter Brief.

Conſtanz den 24ten Auguſt 1791.

Hier ſind wir, an den Geſtaden des herrlichſten Sees in Deutſchland, in einer Stadt, die durch ihre Schickſale immer merkwürdig, aber auch immer ein Denkmal von Unrecht, Grauſamkeit und Unterdrückung bleiben wird. Ihre Lage an dem Rhein und an einem See, der über dreyſsig Stunden im Umkreiſe hat, bietet ihr zu allen Arten des Verkehrs und Gewerbes die gröſsten Vortheile dar; aber ſie hat ihre betriebſamſten Bürger vorlängſt mit ihrer Freyheit verloren; das Gras wächſt auf den Straſsen, und über-

all ſtöſst man nur auf weitläuftige Klöſter und eine zahlloſe Geiſtlichkeit. So gewährt der Beſitz dieſer Stadt dem Hauſe Oeſterreich die wenigſten der gehofften Vortheile, und die Art, wie es dazu gelangt iſt, wird nie vergeſſen werden.

Ihr habt die letzten Nachrichten von uns aus Carlsruhe erhalten. Es war der 16te, als wir uns von unſern dortigen Lieben trennten. Wir flogen durch die lange Pappelallee, und hatten Durlach bald hinter uns. Dort beginnt ein ſchönes Thal; dichter Wald krönt zu beyden Seiten das Gebirge, und unten prangen herrliche Wieſen, worinn grade itzt alles mit der zweyten Heuerndte beſchäftigt war. Der heitere Morgen ward uns noch ſchöner dadurch, daſs wir überall Wohlſtand und Zufriedenheit ſahen, wo wir in dieſem Lande nur hinblickten. Sechs Stunden von Durlach liegt Pforzheim, die wichtigſte Stadt des Badiſchen Landes, durch ihre Manufacturen und ihren beträchtlichen Handel. Eine Feuersbrunſt

verwüſtete vor etlichen Jahren einen groſsen Theil der Stadt; ſie erſteht aber jetzt ſchöner aus ihrer Aſche. Hier tritt man in das freundliche Thal, welches die Enz durchfliefst. Weinberge heben ſich zur Linken, zur Rechten der Schwarzwald, und in der Mitte windet ſich in herrlichen Wieſengründen der klare Fluſs. Die Hitze war ſehr drückend, und dazu hatten wir das Unglück, eine Stunde vor der Station einen Schwanenhals zu zerbrechen, deſſen Ergänzung uns in dem Würtembergiſchen Städtchen Vayingen ſo lange aufhielt, daſs wir erſt nach Neun Uhr Abends in Studtgard anlangten. Das Würtemberger Land gleicht einem reichen Kornfelde, und iſt unſtreitig nebſt dem Badiſchen das ſchönſte in Schwaben. Studtgard, eine faſt nur aus Holz erbaute Stadt, hat wenig Gefälliges; doch iſt das herzogliche Schloſs ein ſchönes Gebäude. Wir gingen Mittags in die Militairacademie, und kamen grade zurecht, um die jungen Leute mit einander ſpeiſen zu ſehen. Der Saal iſt ſchön, und Freude iſt es, ſo

viele muntere, wohlgenährte Knaben bey einander zu sehen. Nur das Niedersitzen, Aufstehen und Abmarschiren nach dem Commando ist eine eckelhafte Aefferey, und bringt dem Geschmack des Stifters keine Ehre. Die Anstalt hat übrigens viele gute Seiten. Die Schlaf-Säle sind räumlich und luftig; der Garten, wo jeder Zögling sein kleines Beet hat, ist groſs und voll schöner Bäume, und an allen Arten von Lehrern und Aufsehern ist kein Mangel. Es sollen ihrer über Hundert seyn. Ein Zögling giebt, wenn der Vertrag auf mehrere Jahre gemacht wird, auf das Höchste 500 Gulden; sonst steigt das Kostgeld mit dem Alter. Viele junge Leute unterhält der Herzog auf seine Kosten. Nachmittags fuhren wir nach der Solitude, dem herzoglichen Lustschloſs, welches anderthalb Stunden von Studtgard auf einem Berge liegt. Um das Schloſs stehen Bildsäulen, die nichts weniger als schön sind, und der Garten ist ein unerträgliches Schneiderwerk in dem kleinlichsten Geschmack. Hätte man doch lieber

den Wald ſtehen laſſen, der ehemals den Berg bedeckte! Noch iſt eine ſchöne Spur von ihm übrig, drey gewaltige Eichen, die einem Stamme entwachſen ſind. Zwiſchen ihren Kronen war ein Tanzboden angelegt worden; warum er nicht noch da iſt, weiſs der Himmel: wenigſtens hat ihn der Geſchmack des Herzogs nicht vertilgt. Von dem Schloſsplatz hat man eine herrliche Ausſicht über die fruchtbaren Ebenen, und dieſe Gabe der Natur iſt hier das einzige wirklich Sehenswürdige. Das Schloſs ſelbſt zu betreten, wird Niemanden verſtattet; man darf nur durch die Fenſter hineinſehen. Der Herzog wohnt gewöhnlich zu Hohenheim, einem andern Luſtſchloſs, welches er ſeiner Gemahlin hat erbauen laſſen. Er ſoll unſägliche Koſten darauf verwendet haben. Nicht ohne groſse Mühe erhält man von ihm die Erlaubniſs, es zu ſehen, und in ſeiner Abweſenheit hat er es ſchlechterdings verboten. Nur von den benachbarten Höhen darf es anſtaunen, wer dieſes der Mühe werth findet. Die Anlage ſoll

mehr im Englischen Geschmack, aber doch sehr bunt und sonderbar seyn. Wir kehrten Abends nach Studtgard zurück, und waren mit der Verwendung dieses Nachmittags nicht sehr zufrieden.

Den 18ten Morgens traten wir unsere Reise nach Ulm an. Anderthalb Stunden von Studtgard liegt in einem reizenden Thale die freye Reichsstadt Eslingen. Lachende Weinhügel reihen sich auf einer Seite an einander; auf der andern krönt reiche Waldung das höhere Gebirge, und unten strömt durch fette Wiesen, in mannichfachen Windungen, der Neckar. In diesen Fluss fällt, nicht weit von hier, die Vils, an deren Ufer man von dort in gleich lachenden Thälern hinauf fährt. Das Städtchen Göppingen, wo die zweyte Station ist, hat einen Gesundbrunnen. Vor Neun Jahren verlor es durch eine Feuersbrunst 565 Häuser; sie sind aber schon meistentheils besser und regelmäſsiger wieder erbauet

worden. Schön ist die Lage dieser Stadt, mitten in einer fruchtbaren Ebene, die von dem Neckar und der Vils durchströmt, und von fernen Gebirgen begränzt wird. Es beherrscht sie der Staufenberg, der in kegelförmiger Gestalt weit über alle Höhen der Gegend emporsteigt. Unter seiner Spitze sieht man das Dorf Hohenstaufen, und entdeckt auf dem Gipfel noch Spuren von der alten Stammburg des Schwäbischen Kayser-Hauses. Wir erinnerten uns der kraftvollen Menschen, die aus diesem Stamm entsprossen sind: des heldenmüthigen Friedrichs des ersten, des grofsen Friedrichs des zweyten, und zuletzt gedachten wir mit Wehmuth des unglücklichen Conradins, dessen Haupt der verächtliche Carl von Anjou so schändlich unter dem Beile des Henkers fallen liefs. Durch diese Erinnerungen ward uns die Gegend noch reizender, die sich ohnehin vor allen, die wir noch in Schwaben gesehen hatten, auszeichnete. An den Staufenberg reiht sich eine Kette von Bergen, die fast alle von ein-

ander abgeriſſen, ihre Häupter in den ſonderbarſten Geſtalten erheben, und meiſt mit Trümmern alter Burgen und Warten gekrönt ſind. Auf der andern Seite thürmt ſich die rauhe Alb, ein langes Gebirge, welches das Donaugebiet von dem Gebiet des Neckars ſcheidet. Ueberall ſieht man kleine Städte, Flecken, Dörfer und Schlöſſer; überall fruchtbare Aecker, vermiſcht mit fetten Wieſen, und Forellen-Bäche, die der Vils zuſtrömen. Eine Stunde hinter Göppingen iſt die Würtembergiſche Gränze, und dort, erzählte unſer Poſtillon uns mit groſser Freude und ſichtbarer Behaglichkeit, gehe Schwabenland an; das Andere ſey nur Würtemberg. Den Mittag brachten wir in dem Ulmiſchen Städtchen Geislingen zu, welches in einem engen Thale zwiſchen waldigen Bergen liegt. Ein groſser Theil der Einwohner dieſes Orts ernährt ſich mit Verfertigung allerley kleiner Geräthſchaften aus Knochen und Elfenbein, die durch das ganze Land verführt werden. Kaum waren wir in dem Zimmer des

Gaſthauſes, ſo drängten ſich ſechs oder ſieben Mädchen und Weiber hinein, und boten ihre Waare feil. Die fröhliche Geſchwätzigkeit der Schwäbinnen iſt wie die Beweglichkeit ihres Körpers unwiderſtehlich reizend, und ſticht gegen den Nordiſchen Ernſt ſonderbar ab. Die Weiber machten daher mit uns, was ſie wollten, und die Keckſte ſetzte das Meiſte von ihrer Waare ab. Hinter Geislingen iſt noch ein ſchönes Thal, welches von ſchroffen Felſenwänden und reicher Waldung begränzt wird. Dann hebt ſich allmählig das Land, verliert alle Reize, die uns vorher ſo entzückt hatten, und wird öde und rauh. Aus einem Haberfelde, worinn grade geerndtet ward, hüpfte ein Mädchen uns entgegen, und reichte uns ein Räuſchle, (einen Büſchel Haber). Lebendige Erwartung, was ſie dafür empfangen würde, funkelte aus ihren Augen, und als ſie ein paar Batzen in den Händen hielt, ſprang ſie zurück in das Feld, wie in ein Paradies. Welche Gegend kann ein zufriedenes Ge-

ſicht und frohe ländliche Einfalt nicht beleben? — Als wir nach einigen Stunden die Höhe erreicht hatten, brauchten wir gegen unſere Erwartung nur wenig bergunter zu fahren, und langten um halbzehn Uhr in Ulm an.

Unter manchen häſslichen Reichsſtädten, die ich geſehen habe, iſt Ulm die häſslichſte; eine krumme und enge Gaſſe über die andere, und kein ſchönes Gebäude in der ganzen Stadt. Ich hatte nichts Merkwürdigeres hier zu ſehen, als die Donau, und eilte daher gleich den andern Morgen mit N— hinaus, um an ihren Ufern herum zu wandeln. Dieſer Fluſs des Unrechts und der Unterdrückung, der ſchon gleich bey ſeinem Urſprung zwey gröſsere Bäche um die Ehre des Namens bringt, verſchlingt auch hier die viel ſtärkere, ſchiffbare Iler, ohne auf ihre gerechten Anſprüche zu achten. Die Donau iſt hier noch nicht ſehr breit, aber tief und ſchnell. Ein eigenes Gefühl ergriff mich, als ich ſie

dahinströmen sah zu so vielen und so mancherley Völkern, die gröſstentheils kaum durch etwas anders bekannt sind, als durch Elend und Barbarey, die unter ihnen herrschen, oder durch den Druck, worunter sie seufzen. Da das Donaubette so viel höher liegt, als das Bette des Rheins, so können ihre Ufer auch keinen Theil des Segens und des Reichthums aufweisen, den der Rhein den Seinigen gewährt. An Weinwachs ist, wiewohl bey einer Breite von 48 — 49 Graden, gar nicht zu denken, und sogar die Obstgärten, die uns dort immer begleitet hatten, verlieſsen uns hier ganz. Man sieht keine Berge, sondern lauter flache, mehrentheils kahle Höhen. Das rostige Ansehen der Stadt macht die Gegend noch reizloser, und man darf nicht aus dem Würtembergischen kommen, um sie traurig zu finden. Wir brachten den gröſsten Theil des Tages in der Gesellschaft des liebenswürdigen Millers zu, und er zeigte uns den Nachmittag das Münster, welches die Hauptkirche der Stadt.

und eines der gröſsten Gothiſchen Gebäude in Deutſchland iſt. Auch das Innere dieſer Kirche zeichnet ſich durch Gröſse und Einfalt aus. Der viereckige ſtumpfe Thurm iſt ungeſtaltet. Von dem Kranz, der die Spitze umgiebt, hat man eine weite Ausſicht über das mit Städten, Dörfern und Schlöſſern angefüllte Donauthal und den Lauf des Stroms.

Den 20ten Morgens verlieſsen wir Ulm. Das jenſeit der Donau liegende Oeſterreichiſche Gebiet hat durch fleiſsigen Anbau, durch die Menge der Dörfer, und durch ſchöne Miſchungen von Aeckern und Wald ein lachendes Anſehen. Acht Stunden von Ulm liegt in einem reizenden Thal, an der lautern Rieſs, die freye Reichsſtadt Biberach. Die grünenden Ufer des Fluſſes werden durch groſse Leinwandbleichen belebt. Die Stadt ſelbſt hat ein faſt nur dorfmäſsiges Anſehen. Hinter Biberach hebt das Land ſich merklicher, das Laubholz verſchwin-

det, und die mit grofsen Tannen- und Fichten-wäldern angefüllte Gegend wird fo kalt und rauh, dafs man wähnen möchte, vielmehr in Norwegen oder Schweden, als in dem füdlichen Deutfchland zu feyn. Endlich erreicht man die mittägliche Gränze des Donaugebiets bey dem Städtchen Waldfee. Es war ehemals reichsfrey, hat fich aber unter Oefterreichifchen Schutz begeben, und ift unter diefen Flügeln zu einer Landftadt geworden. Die Gegend ift fo finfter und rauh, und dabey hatte eine fehr üble Bewirthung uns gegen den häfslichen Ort fo aufgebracht, dafs wir bey der Abreife einhellig behaupteten, es müffe fich hier der Eingang zu dem Deutfchen Erebus befinden. Wer weifs, was wir bey näherer Unterfuchung für Schwäbifche Sybillen gefunden haben möchten! — Nicht weit von hier fingen wir an, hinabwärts gegen den Bodenfee zu fahren, entdeckten den Abend noch Schweitzergebirge, und übernachteten in der kleinen, wohlgebaueten Reichsftadt

Ravensburg. Den folgenden Morgen hatte die Luft ſich erheitert. Zwey der begütterteſten Reichs - Abteyen in Schwaben, Weingarten und Weiſsenau, haben in dieſem reizenden Thale ihren Sitz aufgeſchlagen, und ihre weitläuftigen Gebäude ſchmücken die Gegend. Noch mehr ſchmückte ſie in unſern Augen das frohe Gewächs des Weinſtocks, welches die nahen Hügel bedeckte, und uns, ſeitdem wir die Ufer des Neckars verlaſſen hatten, hier zum erſtenmal wieder erſchien. Froh unſerer Erlöſung aus dem kalten Reiche der Donau erreichten wir eine Anhöhe. Da entdeckte der Vater zuerſt die hohen Tyroler Gebirge. Des Anblicks ungewohnt, hielt ich lange, was er mir zeigte, für ein Spiel der Wolken und ſeiner Phantaſie; aber wie groſs war mein Erſtaunen, als meine Zweifel mit dem letzten Morgenduft ſchwanden! Berge, höher als die höchſten, die ich bisher geſehen hatte, ſtanden gethürmt über einander, wie Wolken an einem heitern Sommerabend. Die

hohen Schneegipfel glänzten in dem Scheine der hellen Morgensonne. An dem Einen blitzten nur einzelne Punkte, um den Andern lag ein Kranz von Schnee, und leuchtete gleich einer Krone von Edelsteinen an dem schwarzen Fels; die Wolken spielten wunderschön dazwischen, trennten oft die Spitzen der Berge von ihrem Fuss, und machten dann jedesmal meinen Glauben wieder wankend. Unter dem Gebirge dehnte sich der grosse Bodensee in herrlichem Grün vor uns hin, und seine lachenden Ufer erschienen besäet mit Städten und Dörfern. Zwey Stunden vor Lindau beginnt ein Weg zwischen herrlichen Obstgärten und Weinbergen, der bis zu der Stadt fortwährt.

Lindau liegt auf einer Insel im Bodensee. Eine Brücke, die dreyhundert und funfzig Schritte lang ist, verbindet die Stadt mit dem nördlichen Ufer. Im Osten reihen sich in wilden Gestalten die Tyroler Vorgebirge, gleich einer dreyfachen

Mauer, übereinander. An ihrem Fuſs badet der See die weiſsen Mauern der Oeſterreichiſchen Stadt Bregenz. Dann ſieht man ein Thal, worinn der Rhein flieſst, die Tyroliſchen Gebirge von den Helvetiſchen abſondern. Dieſe liegen im Süden. Da heben ſich die lachenden Höhen der Landvogteyen Rheinthal und Thurgau, wie ein mit Dörfern, Aeckern, Wieſen und Weingärten vermiſchter Obſtwald. Ueber dieſem Vorgebirge thürmt ſich der Alpſtein, die höchſte Spitze des Cantons Apenzell, hoch in die Wolken, und an ihn reiht ſich eine Kette von Schneegipfeln, die theils zu Tyrol, theils zu den Schweizeriſchen Landvogteyen gehören. Unten ſcheinen an dem Ufer die Städtchen Rheineck, Roſchach und Arbon. Im Weſten dehnt ſich in unabſehliche Ferne der See, und gleicht der Höhe des Meeres. Nur die Bergfeſtung Hohentwiel ragt, wie eine ferne Inſel, hinter ihm hervor. Das nahe nördliche Ufer ſtreckt ſich hin in lauter lieblichen Hügeln, die mit Wein und Obſtgär-

ten bedeckt ſind. Die wilden Rieſengeſtalten auf einer Seite, und auf der andern das ſanfthinge-ſtreckte Gewäſſer, mit der Fülle des Segens, der es umgiebt, bilden eine Gegend, die ſo wunderſchön iſt, daſs wir alle davon entzückt waren, und hier zu wohnen wünſchten. Die Stadt ſelbſt iſt reichsfrey, und weder groſs noch ſchön, aber auch die engen Gaſſen werden durch ihre Reinlichkeit und die weiſse Farbe der Häuſer freundlich. Es wohnen hier nicht über 4000 Menſchen, aber dieſe ſind durch den anſehnlichen Kornhandel und das Verkehr mit Italien ſehr wohlhabend. Offenheit und Gefälligkeit, die aus ihren Augen, wie aus ihren Reden und aus ihrem Weſen ſprechen, haben uns für ſie eingenommen. Wir brachten den ganzen Tag auf und an dem See zu; ich dünkte mir etwas darauf, auch in dem Bodenſee geſchwommen zu haben. Den Abend ſetzten wir uns auf das Werft, um den Untergang der Sonne zu betrachten. Langſam tauchte ſie ein, und ihr Bild ſtrahlte herrlich

über der glatten Fläche des Waſſers. Keine Wolke war in dem Weſten zu ſehen, und die tiefen Thäler des Gebirges waren ſchon lange in finſtere Nacht gehüllt, als wir noch dem hellen Abendroth zuſahen, das ſich in dem ſtillen See ſpiegelte.

Den 22ten, da wir unſre Reiſe fortſetzten, muſsten wir anfangs von dieſen herrlichen Geſtaden uns entfernen, um über die hochangeſchwollene Arge zu kommen, erreichten ſie aber wieder bey der kleinen Reichsſtadt Buchhorn, wo man Pferde wechſelt. Von dort läuft der Weg über lauter lachende Anhöhen, durch Dörfer, die den Schwäbiſchen Reichsabteyen Weingarten, Salmannsweiler, Ottobeuren und Ochſenhauſen und dem Hochſtift Conſtanz gehören. Auch hier hat ſich, wie überall, die Geiſtlichkeit in den Beſitz der beſten Plätze zu ſetzen gewuſst, und häufig ſieht man ihre Klöſter und Landhäuſer an den Ufern des Sees. Den Mittag erreich-

ten wir Mörſpurg, die Reſidenz des Fürſtbiſchofs von Conſtanz. Die fürſtlichen Gebäude nehmen den gröſsten Theil der Stadt ein, die übrigens an dem jähen Abhang einer Anhöhe ſehr mittelmäſsig gebaut iſt. Den Nachmittag ſchifften wir uns ein, und fuhren über den See. Es leuchteten die ſchroffen Felſen des hohen Alpſteins, und es ſchimmerten die kleinen Wellen des mit Schiffen und Kähnen erfüllten Sees in dem Scheine der ſinkenden Sonne. Als ſie untergegangen war, zog ein leichter Duft über das Gewäſſer, das Gebirge ſchwand in der Dämmerung, und wie aus offenbarer See landeten wir hier an.

Conſtanz liegt an dem ſüdweſtlichen Ende des Bodenſees, da wo er den lautern Rhein entläſst, deſſen beyde Ufer eine hölzerne Brücke mit einander verbindet. Der Rhein ergieſst ſich eine halbe Stunde von hier wieder in den untern See, der jenſeit der Inſel Reichenau auch der

Zeller-See heifst. Wie fehr Conftanz von feinem alten Wohlftande gefunken fey, habe ich Euch fchon vorhin gefagt. Merkwürdig ift das fogenannte Conzilienhaus, eigentlich ein Kaufhaus. Der grofse Saal, worin die Kirchenverfammlung gehalten ward, fcheint urfprünglich ein Packraum gewefen zu feyn, und ift daher fehr unanfehnlich. Man zeigt darinn zwey Seffel, auf denen Kayfer Sigismund und Pabft Martin V. gefeffen find. Mir ward noch jetzt die Luft an dem Platz zu enge, wo, in der Perfon des edlen Hufs, Unfchuld und Wahrheit felbft verurtheilt werden durften. Ueber den Ort, wo das Urtheil vollzogen worden ift, ftreitet man; doch fetzt die wahrfcheinlichere Meinung ihn vor das Paradiesthor, auf den innern Brühl (Ravelin.) Dahin gingen wir, voll Gedanken über das unglückliche Schickfal des Mannes, der den fchrecklichften Tod für die fchönfte Sache fo ftandhaft duldete. Es ift eine Art von Wiefe zwifchen den Feftungswerken und der Stadtmauer, und hat die

Gestalt eines Dreyecks. Von dort wallfahrteten wir auch nach dem Hause, wo Huss gewohnt hat und eingezogen wurde. Noch sieht man sein Brustbild in einem Stein der Mauer. Es ist ein schöner Kopf; hoher Verstand und unerschütterliche Festigkeit blickt aus dem gen Himmel gerichteten Auge, und unaussprechliche Güte ruht in dem Hauptzuge des Mundes.

Den gestrigen Nachmittag haben wir zu einer Fahrt nach der Insel Reichenau angewandt, die anderthalb Stunden von Constanz, mitten in dem Zeller-See liegt. Die Ansicht dieses Sees ist so lieblich, als jene des Bodensees groß und erhaben durch die ihn umgebende Natur erscheint. Eine gleiche Fruchtbarkeit schmückt beyde Gestade, aber sie gleiten am Zeller-See sanfter in das Gewässer hinab, und strecken sich oft als Landzungen hinein. Auf der Insel Reichenau, die voll Wein und Obstgärten ist, liegt die uralte Benedictiner-Abtey, von Carl Martells Sohn,

Carlmann, geſtiftet, und dem Biſchof von Conſtanz zugehörig. In der alten Kirche des Kloſters ruht die Leiche Carls des Dicken. Unter dem ungemein reichen Kirchenſchatz zeigt man einen vorgeblichen Vier und zwanzig Pfund ſchweren Smaragd, der höchſt wahrſcheinlich ein Stück gefärbtes Glas iſt; den Leib des Evangeliſten Marcus, der auch in Venedig ſeyn ſoll; ein wunderthätiges Kreutzlein, und Etwas Blut Chriſti. Die Kirche iſt voll von hiſtoriſchen Gemählden der Wunder, die dieſes Blut gewirkt haben ſoll. Wäre die Nordiſche Muſe mir holder, ſo würde ich den Aberglauben des Mönchs beſingen, der uns alle dieſe Dinge mit dem feſteſten Vertrauen zeigte; aber Muſe und Feder verſagen mir ihre Dienſte, und ſo nenne ich Euch lieber noch einen uralten hölzernen Pokal, der mit trefflichen Figuren von Elfenbein geziert iſt, und mir grade nicht zu einem geiſtlichen Schatz von unſern Vätern beſtimmt zu ſeyn ſchien. Er gefiel mir zu gut; ich hätte gern ihn mitgenommen.

Von dem Gipfel der Insel hat man eine schöne Ausficht; aber noch schöner ist sie auf dem Arenaberge, der an dem südlichen Ufer des Sees liegt. Dort übersieht man ihn ganz mit der fruchtbaren Aue in seiner Mitte und seinen schönen, Seegen und Ruhe verheissenden, Ufern. Es war ein entzükkender Blick, und uns allen fiel fast zugleich der Ploener-See in Holstein ein, obgleich er den Reichthum des südlichen Himmels nicht aufweissen kann, womit die Gestade der hiesigen Gewässer prangen.

Heute Nachmittag haben wir die Insel Meinau besucht, die eine halbe Stunde von der Stadt in dem Bodensee liegt, und der Deutschen Ordens-Commenthurey Alschhausen gehört. Diese kleine Insel hat alles, was zu des Lebens Nothdurft erforderlich ist: Ackerbau auf ihrer Nordseite, Obst und Wein gegen Süden, und Wiesen und Wald an den Ufern des Sees. Von dem Schloss, welches auf der Höhe liegt, und dem

Commenthur gehört, hat man eine entzückende Ausſicht über den ganzen See, auf die hohen Tyroler und Appenzeller Gebirge. Jeder von uns wollte hier als Einſiedler ſeine Hütte bauen, und am Ende würde über die Theilung wohl kein Krieg unter uns entſtanden ſeyn.

Morgen reiſen wir nach Schafhauſen. Lebt wohl!

Nachtrag.

Verſchiedene Umſtände hielten mich in der Schweitz ab, den Bericht von unſerer Reiſe, wie ich ihn angefangen hatte, fortzuſetzen. Statt der Briefe, welche dieſe Lücke füllen ſollten, zeichne ich alſo hier nur kurz den Weg, den wir gegangen ſind. Von Conſtanz reiſten wir nach Schafhauſen, und ſahen dort das gröſste Schauſpiel ſeiner Art, den donnernden Sturz des Rheins von hohen Felſen in ein tieferes Bette. Den 26ten Abends kamen wir nach Zürich, und blieben bis zu dem 8ten September in dieſer Stadt,

wo unter der Herrſchaft weiſer Geſetze und edler Zucht die Freyheit ſicher wohnt. Wir lebten mit treſſlichen Männern, die das Joch des Zeitalters eben ſo wenig, als eines fremden Zepters tragen. Ich habe den Züricher-See umwandert. Umkränzt mit aller Fülle jedes Segens der Natur und des Fleiſses gehört er zu den ſchönſten der Schweitz. Den 8ten reiſten wir über Zug nach Lucern, und freuten uns der lachenden Gegenden um den Zuger See und des lieblichen Thals, welches die Reuſs durchſtrömt. Zu Lucern blieben wir nicht lange, brachten aber drittehalb Tage auf dem Vier-Waldſtädter-See und an ſeinen Geſtaden zu. Da entſteigt unergründlichen Waſſern die erhabenſte Natur. Ueber Felſenwände, die ſchroff und ſtarr bis zu dem ewigen Schnee emporſteigen, hängt der ſchwarze Fichtenwald, wie aus Wolken des Himmels herab, und ſchattet die ſtille Fläche des Waſſers. — Sicher und ſtark wohnen die Gemeinen von Schwyz, Unterwalden und Uri noch

in ihren grünenden Thälern, und auf den fetten Alpen wimmelt es von ihren Heerden. Der muthige Schweitzerknabe sticht furchtlos mit seinen Kühen über den tiefen See, und tummelt sich auf grünen Matten an dem jähesten Abhang. Hier sind die alten Denkmäler des Ursprungs Schweitzerischer Freyheit. Hier ward sie erzeugt und geboren aus Recht und Kraft. Von Lucern gelangten wir durch die reichen Thäler des Lucerner und Berner Gebiets nach Thun. Wir fuhren über den schönen Thuner - See, dessen Gestade allmählig von lachenden Rebenhügeln zu den höchsten Alpen werden. Hier sahen wir zum erstenmal die erhabenen Gipfel des Berner Oberlandes, das Schreckhorn und die Jungfrau sich neben dem grofsen und kleinen Eiger thürmen. Wir schifften dann auch über den Brienzer - See, dessen Wasser zwischen zwey lange und wilde Alpen gedrängt sind. An seinem obern Ende beginnt das lachende Thal Oberhasli, welches ich das Thal der Wasserfälle nennen möchte, so

viele Bäche fallen von hohen Felſen herab, und ſtrömen der pfeilſchnellen Aar entgegen. Seine eigene Schönheit hat jeder; aber alle verſchwinden vor dem mächtigen Strom des Reichenbachs, der, gleich einer hohen fliegenden Waſſerſäule, ſich ſtürmend in ein ſchwarzes Felſenbecken ſtürzt, und in tauſend Strahlen glänzenden Staubes wieder aus ihm emporſteigt. Auf dem hohen Scheideck ergötzte uns der Anblick des Schweizeriſchen Hirtenlebens. Dort ſtaunten wir auch vor dem wilden furchtbaren Felſen des Wetterhorns, und dem Donner der Lauwinen, die wir häufig in ſeine Gründe herabfallen hörten. Dann ſtiegen wir hinab, und ſahen in dem Thal Grindelwald die ewigen Gletſcher von den höchſten Schneegipfeln herabkommen. Zu Lauterbrunnen ſahen wir an dem Fuſs des Jungfrau-Gebirges den Staubbach von jähen, Neunhundert Fuſs hohen, Felſen, wie dichter Staubregen, herabſtürzen, und zu unſern Füſsen einen wirbelnden Regenbogen bilden. Den 18ten reiſten wir von

Thun nach Bern, und blieben 3 Tage in dieſer ſchönen und merkwürdigen Hauptſtadt des mächtigſten Staats in der Schweitz. Wir wurden mit liebenswürdigen Menſchen bekannt. Möge nur durch die wachſende Ueppigkeit, und den ſtets allgemeiner werdenden Gebrauch Franzöſiſcher Sitte und Sprache die Schweitzeriſche Einfalt und Wahrheit hier nicht ſeltener werden. Den 23ten fuhren wir nach Neufchatel, ſahen unterwegens die lieblichen Ufer des Bieler-Sees, und hielten unſer Mittagsmahl auf der ſchönen Petersinſel, wo Rouſſeau eine Zeit lang ausruhte. Von dem freundlichen Neufchatel aus unternahmen wir einen Zug nach den höchſten Thälern des Jura, Locle und Chaux de Fond, wo Betriebſamkeit und Sitteneinfalt grünende Wieſen belebt, und ihnen unbeſchreiblichen Reiz giebt. Dann ſahen wir auf der andern Seite an der Franzöſiſchen Gränze den Doux zwiſchen ſchroffen Felſenwänden zu einem See werden, wie wir noch keinen geſehen hatten, und ſich dann in ein

tieferes Felſenbette ſtürzen. Wir gelangten hernach wieder an die freundlichen Geſtade des Neufchateller Sees, und fuhren von Yverdun durch ſanftere Thäler nach Lauſanne, wo wir den 26ten anlangten, und den Genfer-See begrüſsten. Von einem Streifzuge, den wir von Lauſanne aus unternahmen, erzähle ich in meinem nächſten Briefe. In Genf langten wir den 1ſten October an, und blieben bis zu dem 16ten in dieſer ſo mannichfach merkwürdigen Stadt und ihren Gegenden.

Zweiter Brief.

Genf, den 12ten October 1791.

Ihr werdet Euch erinnern, wie oft wir uns die alte Bemerkung wiederholt haben, daſs jede Jahrszeit ihre eigenen Reize, jedes Land und jedes Clima ſeine eigenen Schönheiten hat. Es thut mir wohl, daſs ich alle Freuden der hieſigen groſsen Natur genieſsen, und doch auch mit Wohlgefallen an mein Vaterland zurückdenken kann. So ſuche ich mir jeden Ort und jeden Monat zum Freunde zu machen, indem ich jeden in ſeinem Feyerkleide meiner Erinnerung anvertraue. Jetzt iſt es October, und der heitere Herbſt kleidet die hieſigen Gegenden ſo wunder-

ſchön, daſs ich faſt geneigt bin, ihr Herbſtgewand für ihren Hochzeitsrock zu halten, ſo wie andere im Frühling, andere im Sommer, und einige ſogar im Winter ſich in einem beſonders vortheilhaften Lichte zeigen. Wir ſind den 1ſten von Lauſanne hiehergekommen. Es iſt ein herrlicher Weg, durch die reichen Fluren, an den Geſtaden des Sees, immer von einem freundlichen, wohlgebauten Städtchen zu dem andern. Nicht ganz die groſse hehre Natur, die mich an den Ufern des Bodenſees ſo hinriſs, mich ſo durchaus erfüllte, fand ich hier wieder, und ich konnte mir das Entzücken beſtätigen, welches mich zu Lindau ſagen lieſs: dies iſt Einzig! — Aber die ungemeine Fülle und Lieblichkeit, die den Genfer See von allen Seiten umgiebt, iſt ein groſser Erſatz, und entzückt mich bey jedem Spatziergange von neuem.

Wir haben von Lauſanne aus einen Streifzug nach Vevay, und beſonders auch nach der

Savoyischen Seite des Sees unternommen. Das Gebirge, welches sich hier steiler aus den Fluthen emporhebt, ist fast durchaus mit Kastanienwäldern bedeckt, die man gesehen haben muss, um sich einen Begriff von ihrer Schönheit zu machen. Der dichte Schatten, den die weitgedehnten Aeste dieses herrlichen Baumes verbreiten, und das zarte, lichte Grün seiner grossen Blätter vermögen auch den späten Herbst zum Frühling zu schaffen. Am besten hat mir auf dieser Seite die Lage des Dorfes Meillerie gefallen. Es ist an den jähen Abhang des Berges hinangebauet, und erstreckt sich hinab bis an die Ufer des Sees. Einige Kürbislauben, deren Ranken in das Wasser hinabhingen, machten einen Theil der Häuser unsichtbar, und von andern ragte nur hie und da ein kleines Dach und die Spitze des Kirchthurms zwischen den königlichen Kastanien hervor. Zur Linken sind schroffe Felsen, und rechts lauter Wald. Auf einer Abstufung des Felsens über dem Dorfe hat man eine wun-

derschöne Aussicht über den ganzen See, auf das gegenüberliegende Schweitzerische Ufer, und besonders auf das herrliche Thal an dem Fuſse des Jura. Ein Paar muntere Knaben hatten uns hierhin begleitet, und unterhielten uns mit einer Frohmüthigkeit und Herzlichkeit, die uns gleich für dieses gute Volk einnahm. Als wir oben waren, übten sie sich, Steine von dort bis in den See zu werfen. Scherzend und jubelnd verfolgten sie den sausenden Flug des Steins, und setzten uns durch ihre ungemeine Behendigkeit oft in Verwundrung.

Ich muſste Euch von Meillerie erzählen, damit Ihr nicht vorbeyfahrt, wenn Ihr einmal, Eurem alten Vorsatze getreu, diese Gegenden besuchen solltet. Vevay ist so berühmt, daſs meine schüchterne Hand es nicht wagen mag, zu so mancher schönen Beschreibung noch Etwas hinzuzusetzen. Nicht so kann ich meine Reise an den Mont blanc mit Stillschweigen vorübergehen,

von welcher ich geſtern mit N — zurückgekommen bin. Dieſe Fahrt hat alle meine Erwartungen ſo ſehr übertroffen, und ich bin noch ſo voll davon, daſs ich mich unmöglich enthalten kann, Euch umſtändlichen Bericht darüber abzuſtatten.

Nicht weit unterhalb Genf vereinigt ſich mit dem Rhone der nicht ſehr beträchtliche Fluſs Arve. Im Vorbeygehn geſagt, es iſt ein hämiſcher Streich von ihr, daſs ſie die cryſtallenen Gewäſſer ihres Gebieters über und über trübt, ſobald ſie ſich mit ihm vermiſcht; aber wenn man bedenkt, daſs der Rhone oberhalb des Sees noch weit trüber als ſelbſt die Arve war, ſo geräth man in groſse Verſuchung zu wünſchen, daſs mancher zuweilen ſo an ſein Herkommen erinnert werden möchte. Dieſer Arve nun hat die Natur in einem Laufe von etwa 20 Stunden ihr Bette in den lieblichſten Thälern, und zu Begleitern die erhabenſten Gebirgketten gegeben, die die Erde aufzuweiſen hat. Einzelne Höhen

ſind es nicht, die hier die Aufmerkſamkeit des Wanderers feſſeln, ſondern eine groſse Kette gränzt immer an die andere, eine immer noch mahleriſcher und mannichfaltiger geſtaltet als die andere. Die Thäler ſind breit genug, um den verſchiedenſten Arten der Vegetation Raum zu geben, und in ihrer Mitte eilt der Fluſs in groſsen Schwingungen durch das herrliche Grün. Zuweilen enthüllt der gewaltige Rieſe ſein ſchneebedecktes Haupt, und herrſcht hoch über ſein weites Gebiet. Es iſt ein eignes Gefühl, dieſe Spitze anzuſehen, mit dem vollen Bewuſstſeyn, daſs es die höchſte in der alten Welt ſey, und doch iſt es nicht möglich, dieſe Maſſe auf einem Globus von einem Fuſs im Durchmeſſer in ihrer ganzen Kleinheit abzubilden; und ſo klein iſt dieſe Kugel, auf welcher ich jetzt mit groſser Mühe von einem Punkt zu dem andern krieche, daſs ihre Schweſtern in den nächſten Syſtemen des Alls auch dem Auge eines Herrſchels völlig verſchwinden. Dieſe Betrachtung iſt alt, aber nie

ift fie mir auffallender gewefen, als in diefen Thälern, die die Natur gewählt zu haben fcheint, um fich in ihrer ganzen Gröfse und in ihrem ganzen Reichthum zu enthüllen.

Es war Mittwoch der 5te Morgens um 10 Uhr, als N — und ich uns von unferer lieben Gefellfchaft eine glückliche Reife wünfchen liefsen, und mit brüderlichen Tritten aus Genf wanderten. Schon der Anfang der Reife weiffagt Gutes. Von einer kleinen Anhöhe überfieht man einen grofsen Theil des Genfer Gebiets, welches Wohlftand und Fleifs zu einem Garten umgefchaffen haben. Die vielen Landhäufer, die zwifchen mancherley Bäumen an den Ufern des Sees überall hervorragen, fpiegeln fich in dem klaren Waffer. Auf einer Seite erftreckt fich das reiche Thål bis an den Fufs des Jura, und auf der andern fchliefsen die Spitzen des Mont blanc und feines erhabenen Staats hinter dem Salêve und dem kegelförmigen Marcheli die Ausficht. Indeffen verbarg

das hohe Ziel unserer Wanderschaft sich bald wieder hinter nahen Hügeln und Gärten, die sich bis an das Dorf Chêne erstrecken. In diesem Dorfe, welches fast aus lauter Wirthshäusern besteht, scheidet ein kleiner Bach das Gebiet der Republik von dem Herzogthum Savoyen, dessen Provinz Faucigny man hier zuerst betritt. Die Gegend ist überaus fleissig angebaut und wohlbewohnt, und der Weg führt zwischen lauter Reihen herrlicher Nussbäume von einer kleinen Höhe zu der andern. Dann folgt ein enges Thal, dessen Wände sich zu beyden Seiten steil erheben, und nur für einen mässigen Bach Raum übrig lassen. Ueber den Bach führt eine schöne Brücke; oberhalb der Brücke hört man das Rauschen einer Mühle, und freut sich über dieses einzige Merkmal einer menschlichen Wohnung. In dem kleinen Dorfe Contamine, welches etwas höher hinauf liegt, beschlossen wir, Mittag zu halten. Das Wirthshaus war sehr mittelmässig, aber die fröhliche Dienstfertigkeit, mit der die Wirthin uns

alles darbot, was ſie vermochte, würzte die Mahlzeit, und von der nahen Verwandſchaft des Weines mit dem Eſſig hatten wir wenigſtens den Vortheil der Kühlung.

Ich habe die Savoyarden auf dieſer Wanderſchaft ſehr lieb gewonnen. Gutmüthigkeit, natürlicher Frohſinn, Dienſtfertigkeit und unverdroſsner Fleiſs ſind Hauptzüge ihres Charakters, die ſich wohl bey wenig andern Völkern ſo vereinigt finden mögen. Sie ſind nicht ſo begütert als die reichen Bewohner des Berner Cantons; aber zerlumpt ſehen ſie nicht aus, und das unverſchämte Betteln, welches dem Reiſenden in manchem Canton der Schweitz bis zum Eckel beſchwerlich fällt, vergiſst man hier völlig. Wird man hier und da einmal angeſprochen, ſo giebt man entweder dem nothleidenden Alter gerne, oder es gnügt an einer einzigen Verſicherung, daſs man den Müſſiggang ſtarker Bettler nicht zu unterſtützen geneigt ſey.

Wir verliefsen Contamine frohen Muths, und unfer Weg führte uns lange unter dem Schatten der Nufsbäume bis auf die Spitze eines Hügels, der eine zauberifche Gegend beherrfchte. Zu unfern Füfsen dehnte fich rechts das räumliche Thal von dem Salêvé bis an die hohe Felfenkette hinter Bonne ville. In der Mitte wand fich durch fette Wiefen die Arve. Herrliche Fluren, Reben, die unter der Laft der reifenden Frucht zur Erde hinabfanken, und kleine Hölzungen prangten bey dem Scheine der warmen Nachmittags-Sonne in den fchönften Farbenmifchungen ihres herbftlichen Gewandes. Links zeigen fich auf der Spitze eines Felfens, der einzeln über das waldichte Gebirge hervorragt, die Trümmer des alten Schloffes Faucigny. Abwärts von den Hügeln führt ein Weg zwifchen fchönen Pappeln zu der Stadt Bonne ville, die in dem Grunde an der Arve liegt, und die ganze Gegend noch lebendiger macht. Das Städtchen ift klein; von dreyeckiger Form und ziemlich wohlgebauet. Der

Gerichtshof und die Intendance über Faucigny, nebſt einem Paar Compagnien Deutſchen und Schweitzer Fuſsvolks nähren hier etwa 1100 Seelen. Die Deutſchen ſind noch nicht lange hier, und unſere Wirthin erzählte uns, wie gerne man ſie gegen die Piemonteſer, die ſonſt die hieſige Beſatzung ausmachten, vertauſcht hätte.

Von der Stadt führte unſer Weg auf einer ſchönen ſteinernen Brücke über die Arve. Verſchiedene Deutſche Soldaten, die an dem warmen Nachmittage auch aus dem Thore gegangen waren, begegneten uns, und Ihr hättet die Heiterkeit der Mienen ſehen ſollen, womit ſie unſern Deutſchen Gruſs erwiederten. „Ja freylich wohl", rief uns einer ſchon von weitem zu, als er uns untereinander Deutſch ſprechen hörte; und ſogleich erkundigte er ſich nach unſerer Straſse, und ſuchte uns mit ſeinem guten Rathe beyzuſtehen, als ob ſich das ſo gehörte. Mir ſelbſt war es, als hätte ich hier, unter dem undeut-

ſchen Volke, ein eigenes Recht zu dieſen Leuten, und ſuchte immer Gelegenheit, einen jeden anzureden, um es auch aus ſeinem Munde zu hören, daſs er ein Deutſcher ſey. — Es war ein überaus ſchöner Abend. Wir ſtiegen grade eine kleine Höhe hinan, als die Sonne hinter den fernen Hügeln von Breſſe und Bugey unterging. Zur Linken erweiterte ſich das Thal, wo die Stoppelfelder noch auf den ſchon heimgetragenen reichen Segen des Landes deuteten. Hier begränzten die felſichten Gipfel des Marcheli, deſſen Südſeite jetzt vor uns lag, die Ausſicht. Rechts begleiteten uns immer höhere Berge, auf deren waldichten Rücken der halberleuchtete Mond ſtill und freundlich neben uns her wandelte, und durch das dichte Caſtanienlaub auf uns herabſchien. Auſſer dem Monde diente noch ein helles Feuer, welches ſtreiſende Gemsjäger auf einem Felſen angezündet hatten, uns zur Leuchte. Kein Lüftchen rührte ſich; nur das Rufen des eintreibenden Hirten und die vieltönigen Schellen der

Heerden ermahnten auch uns, zu unserm Nachtlager zu eilen. Durch schöne Reihen von Nussbäumen, ein Paar freundliche Dörfer und einige kleine Felder kamen wir wieder an die Arve. Eine Brücke führte uns hinüber und in das Städtchen Cluse, wo wir um halb 8 Uhr anlangten. Wir liessen uns unser wohlverdientes Abendessen und eine Flasche wohlschmecken, schütten unter allerhand Gesprächen von diesem und jenem an dem kleinen Caminfeuer, und als die Kohlen nur noch leise unter der Asche wegglimmten, legten auch wir uns zur Ruhe.

Wir verliessen Cluse Donnerstag den 6ten um 7 Uhr Morgens. Diese kleine Stadt liegt zwischen zwey hohen Felsen an dem rechten Ufer der Arve. Auf einer Seite öffnet sich ein grosses fruchtbares Becken, und auf der andern ist die Mündnng des Thals, welches gegen Salanche führt. Der Ort ist alt, und vor Zeiten eine Festung der Freyherrn von Faucigny gewesen. Der

Charakter der Bürger war von jeher kriegerisch; in dem mittleren Zeitalter machten sie sich durch Räubereyen in den umliegenden Gegenden verhafst, und noch jetzt sind sie die beste regelmässigste bürgerliche Miliz in Savoyen. Einiger inländischer Handel und die Verfertigung von Taschenuhren ernähren hier eine Volksmenge von etwa 1500 Seelen. Die Stadt hat viele Freyheiten, auf deren Erhaltung sie sehr sorgfältig wacht. Herzog Victor Amadeus der Zweyte hat Cluse zu einem Marquisat erhoben, in dessen Besitz jetzt eine Familie von Plonchacup ist. Die einzigen Einkünfte des Marquis bestehen aber in den Zungen alles grofsen Viehes, welches hier geschlachtet wird. *)

---

*) *Diese sonderbare Art von Abgaben ist nicht so selten, als ich Anfangs geglaubt hatte. Sie ist unter Andern auch in der Reichsherrschaft Wickradt üblich.*

Der Weg von Cluse nach Salanche führt durch ein räumliches Thal, das sich zu beyden Seiten der Arve in einer Länge von drey starken Stunden ausdehnt, und hier tretet Ihr in das Tempe, wo die Natur ihre erhabensten Schönheiten und ihre lieblichsten Reitze zusammengetragen hat. Wo soll ich Worte hernehmen, um Euch zu sagen, was ich bey dem ersten Anblick dieses Thales empfand! Hier die grauen Denkmale schrecklicher Zerstörungen in furchtbarer Majestät, und dort mitten unter ihnen die zartesten holdseligsten Gestalten des reichen ländlichen Segens und der üppigsten Zeugung der Natur. Ich ward entzückt bis in den Himmel; denn Alles, was meine Phantasie sich in den schwärmerischsten Stunden zu erträumen gewagt hatte, schwand wie ein Schatten gegen das, was jetzt vor meinen Augen lag. Bald schwebte ich sitzend auf dem vergüldeten Saume einer lichten Wolke von einer Felsspitze zu der andern; bald wälzte ich mich in den Fluthen des über sein Kiesbette sanft hinweg-

raufchenden Stroms; dann kofte ich wieder mit den fetten Heerden, die in vielfarbigen Angern reiche Nahrung finden; pflückte die Früchte des herrlichen Nufsbaumes und der frohen Rebe, die unter dem drohenden Felfen ficher fortwächft; und jetzt forderte ich die guten, frohmüthigen Bewohner diefes Edens zu Tänzen und Dankfeften auf. Ueber mir kreifete ein Adler in den Lüften; meine Seele folgte ihm, überfah mit einem Blick die grofse herrliche Schöpfung, und verliefs ihn dann in der Tiefe, um dem erhabenen Geber des Guten zu danken, der dem Menfchen fo grofse Wonne in der einfachften Natur bereitet hat.

Ich will jetzt verfuchen, Euch einige der Scenen, die fich nach und nach unfern Blicken auffchloffen, in meiner fchwachen Sprache zu befchreiben. Als wir uns von dem erften Eintritt in diefes Zauberthal ein wenig erholt hatten, gingen wir weiter; der Flufs wand fich

hier hart an dem Berge, und liefs nur wenigen Raum für die Strafse übrig. Man kann fich des Schwindels kaum erwehren, wenn man an dem Felfen hinauffieht, der hier fenkrecht in die Wolken fteigt, und oben, einem Gefimfe gleich, über den Weg hinabhängt. Der gewaltige Bau droht alle Augenblicke den Einfturz, und ungeheure Steinmaffen, die von wüthenden Bergftrömen des Frühlings hinabgewälzt, den Weg überall umgeben, vermehren noch die Schrecken des Orts; aber ein Blick auf das fanfte Grün des Thals und die Hütte des wohlbegüterten Landmanns, an der wir jetzt vorübergingen, mufste jeden furchtbaren Eindruck vertilgen. So erreichten wir zwifchen fchönen Nufsbäumen das Dörfchen Balme. In dem Felfen, an deffen Fufse diefes Dorf liegt, ift eine berühmte Höhle, zu der zwey frifche und muntere Savoyarden uns mit Lichtern begleiteten. Auf dem Wege bemerkt man verfchiedene Oeffnungen in diefem Felfen, fie find aber zum Theil unzugänglich. Auch

zu der Caverne de Balme führt ein äusserst steiler und beschwerlicher Weg; aber in diesen Thälern, wo ewige Jugend dem Wanderer lacht, wird jede Mühe ihm leicht, und mit Steigen und Klettern erreichten wir bald die Mündung der Höhle. Sie besteht aus einem grossen Gewölbe von Tropfstein, welches in mehrere Aeste getheilt, sich zuletzt in dem Inneren des Berges verliert. Der düstere Schein der Lichter, und der hohle dumpfe Wiederhall der Tritte und Stimmen, machen gleich anfangs einen schauerlichen Eindruck. Die Gänge sind bald räumlich, und bald wieder so enge, dass man nur durchkriechen kann. Die Wände von Tropfstein, die wie kleine Crystalle von allen Seiten funkeln, sind an einigen Orten sehr schön; das Wasser dringt in dicken Tropfen durch den Stein, und sammelt sich hier und da in kleinen Behältnissen. In der Mitte ist ein so tiefes Loch, dass Steine, die unsere Führer hinabwarfen, wohl 6 bis 8 Secunden unterwegens blieben, ehe sie uns

durch einen hohlen Schall ihre Ankunft auf dem Boden anzeigten. Die Höhle hat drey Oeffnungen, deren eine aber von aufsen ganz unzugänglich ift. Nichts ift blendender, als der erfte Eindruck des Lichts, wenn man aus einer folchen Höhle zu Tage kommt; angenehmer war diefer Eindruck hier, wo das den Augen fo günftige milde Grün in dem herrlichen Thal gleich unfere Blicke auf fich zog. Als wir wieder herunterkamen, erquickten unfere guten Savoyarden uns mit dem ländlichen Vorrath ihrer Hütten, etwas Milch, Honig und Nüffen. Sie waren Uhrmacher, wenn man die vielen Leute fo nennen darf, die in diefen Gegenden gewiffe Theile des Uhrwerks für die Genfer Fabriken in Menge verfertigen. Abgekühlt und geftärkt machten wir uns wieder auf den Weg, und erreichten nach einer halben Stunde das Pfarrdorf Maglon, welches von allen Dörfern in diefem Thale die fchönfte Lage hat. Von einer Brücke, die über einen Bach führt, überfieht man den reichen

gutgebauten Ort. Zu beyden Seiten erheben ſich kahle Felſen in den verſchiedenſten und mahleriſchſten Geſtalten zu einer groſsen Höhe. Fette Anger und reiche Fluren erfüllen das Thal, und werden von der Arve genetzt, die in einem räumlichen Bette mitten hindurch flieſst. Kleine Buchenwälder drängen ſich hart an die Felſen, und prangten jetzt in dem reizendſten bunten Gewande, welches ein ſchöner Herbſt ihnen nur geben kann. Ueberall ſah man herrliche Bäume, und was die Natur freundliches und Liebliches hervorbringt. So wandelten wir beſtändig wie durch einen Garten, der aber unſerm Auge immer neue und mannichfaltige Schönheiten darbot.

So wie man Salanche näher kommt, erweitert ſich das Thal, und an der Oeffnung iſt ein Bekken, wie es wohl wenige in der Welt geben mag. Die völlig nackten, durch die alte Zerſtörung zerriſſenen Felsmaſſen erheben ſich zu

beyden Seiten wie ein Theater in die Wolken, und wechfeln in den mahlerifchften Geftalten mit einander ab. Im Vordergrunde erfcheinen jetzt wieder die grofsen, mit ewigem Schnee bedeckten Granitmaffen. Die Spitze felbft des Mont blanc ift gleichfam noch im Heiligthume verborgen, und man fieht nur die oberfte Abftufung, die der Dôme du Mont blanc genannt wird. Es gefiel mir, dafs hier nur der Dôme zu fehen war, und das Felfentheater fchien mir jetzt der Sitz des hohen Chors, wo beftändig das Lob des erhabenen Herrfchers gefungen werden müffe. — Indem ich den Plan diefer Feyerlichkeit bey mir felbft entwarf, waren wir an die Pfarrkirche St. Martin gekommen. Eine fchöne Brücke führte uns über die Arve, und nach einer Viertelftunde waren wir in Salanche, wo wir uns durch Speife und Trank ftärkten. Ein wohlerzogenes, gutgebildetes Mädchen voller Geift und Grazie war unfere Aufwärterin. Sie unterhielt uns den ganzen Mittag über, und verkaufte

uns häärene Ringe, auf welchen kleine Sprüche ſtanden, von ihrer Handarbeit. Das Mädchen ſchien uns für den Dienſt eines Wirthshauſes zu gut, und als wir bey unſerer Zurückkunſt ſchon vertrautere Freunde geworden waren, geſtand ſie uns mit Thränen in den Augen, daſs bloſs die groſse Dürftigkeit ihrer Mutter ſie bewogen habe, dieſe Stelle anzunehmen. Nach dem Abſchiede konnten wir uns nicht enthalten, über das Schickſal ſo manches guten Mädchens zu ſeufzen, deſſen Unſchuld in ſolchen Häuſern durch die Rohheit der meiſten Reiſenden in den tiefſten Abgrund des Verderbens geräth.

Salanche, die beträchtlichſte Stadt in Faucigny, iſt auf den mähligen Abhang eines Berges erbauet, und hat ihren Namen von dem durchflieſſenden Bache. Es iſt hier eine reiche Stiftskirche und eine Volksmenge von etwa 1500 Seelen, die ſich vom Ackerbau und Gewerbe nährt. Hinter der Stadt erhebt ſich der Berg,

und prangt bis zu einer anſehnlichen Höhe mit allen Gattungen des Anbaues, die das Clima geſtattet. Die majeſtätiſche Kette der Schneegebirge auf einer Seite, die mahleriſchen Felsſpitzen auf der andern, und in der Mitte das herrliche, von der Arve genetzte Becken geben der Lage einen ungemeinen Reiz. Der Tag war unvermerkt vorgerückt, weil wir bey der Höhle von Balme lange verweilt hatten; indeſſen beſchloſſen wir doch noch 3 Stunden weiter zu gehen, und machten uns alſo wieder auf den Weg. Wir muſsten bis nach St. Martin zurückgehen. Unſer Pfad lief an dem Abhange des Berges fort, und zu unſern Füſsen ſtrömte die Arve. Auf dem Berge iſt ſchöne Waldung, und von dem Dorfe Paſſy bricht nur die Thurmſpitze durch die hohen Eichen. Wir gingen auf ebenem Wege eine gute Stunde lang durch ſchöne Wieſen, bis wir zu dem Kirchdorfe Chêde gekommen waren. Die Arve ſtürzt ſich hier durch ein jähes Felſenbette, und man muſs eine

Weile ſteigen, um zu der Höhe zu gelangen, die das Thal von Cervor beherrſcht. Links von dem Wege führt ein ſchmaler Fuſspfad durch ein Paar Wieſen und Obſtgärten bis zu dem jähen Abhang des Gebirges. Hier ſtürzt ſich ein beträchtlicher Bach von der Höhe des Felſens herab, und bildet zwey ſchöne Fälle. Die Höhe des Sturzes iſt nicht groſs genug, um das Waſſer in Staub zu verwandeln, ſondern es bleibt ein heller Waſſerſtrahl bis in das Felſenbecken. Dieſer Umſtand macht das Schauſpiel ſanfter und dem Reize, der über die ganze Gegend verbreitet iſt, angemeſſener. Nach ſeinem Falle rieſelt der Bach durch ein ſteinichtes Bette in das Thal hinab, wo er ſich mit der Arve vereinigt. Lange ſaſsen wir hier, und erquickten uns mit den köſtlichen Trauben, die ein Mädchen aus dem Dorfe uns brachte. Endlich muſsten wir doch fort, unſer Weg lief noch immer bergan, und ein wenig abwärts zur Linken kamen wir an den kleinen Lac de Chêde,

der eigentlich nur ein Teich genannt werden kann, aber durch seine reizende Lage und seine lieblichen Ufer uns mehr bezauberte, als mancher großer See. Er ist in seinem ganzen Umkreise von kleinen Hügeln umgeben. Einen davon krönen zwey schwesterliche Eichen, die einem Stamme entsprossen. Auf der andern Seite trennt ein junger Busch den See von der Landstraſse, und beschattet mit überhängenden dichten Zweigen die Spiegelfläche des Wassers. Hoch über den Bäumen zeigen sich die ungeheuren Eismassen, und entwerfen ihr Bild in den stillen ruhigen See, der seine Entstehung und Erhaltung einer einzigen sanftriefelnden Silberquelle zu danken hat. Ohne Anspruch entzieht er sich dem Auge zahlloser Britten, Sclaven ihrer Eitelkeit und der Sitte ihres Volkes, die auf dem Wege vorbeyrasseln, um zu Chammonnis an die Wand zu schreiben, daſs sie die Source de l'arveron et la mer des glaces gesehen haben. Dem ruhigen Wanderer lächelt

die Natur holdſeliger, und gewährt ihm überall reiche Nahrung aus der vollen Mutterbruſt. Die ſchweſterlichen Eichen auf dem Hügel ſind ihm ſo ſchön, als groſs der ungeheure Gipfel gegenüber. Mit frohem Entzücken ruht er an dem Raſengeſtade, unbekümmert um den vorüberfahrenden Pöbel, und folgſam nur dem offenen Auge und Sinn, den eine wohlthätige Hore dem Säugling im Vorüberfliegen einhauchte. Wir gelobten dem kleinen Lac de Chêde ewiges Andenken, und verlieſſen ihn, um unſere Tagereiſe zu vollenden. Man iſt der Höhe jetzt nah, und plötzlich verändert ſich der Schauplatz. Das liebliche Thal verſchwindet hinter dem Berge, vor ſich ſieht man nur den ewigen Schnee auf dem erhabenen Gipfel, und an einigen entblöſsten Stellen die nackten Knochen unſers Weltkörpers. Wild und ſchäumend ſtürzt ſich die Arve durch ein jähes Felſenbette, und die umliegende Höhen zeigen nur winterliches Schwarzholz. Der Him-

mel, der bis hierhin ſo heiter geweſen war, als er es an dem ſchönſten Octobertage nur ſeyn kann, umzog ſich mit Wolken; finſtere Dämmerung brach ein, und ein kalter Wind raſſelte durch die Blätter. Auf dem Boden zeigte ſich kein grünes Blättchen, ſondern bloſs der nackte ſchwarze Schiefer, in dem der Nant noir, ein wilder Bergſtrom, ſich ein tiefes Bette gegraben hat. Ein Meer von abgeriſſenen Steinen, welches die ehemalige Anweſenheit eines geſchmolzenen Gletſchers anzuzeigen ſchien, lag zu unſern Füſsen zerſtreut. Nie habe ich noch eine ſo ſchrecklich wilde Gegend geſehen, als dieſes Steinmeer, und ich glaubte in die Behauſung der böſen Geiſter gerathen zu ſeyn. Endlich fängt man an, hinabzuſteigen, und der Weg bis zu dem Dorfe Cervor iſt deſto kürzer, weil dieſes Thal ſelbſt ſchon 156 Toiſen über die Fläche von Salanche erhaben iſt. Von Cervor geht man über eine kleine Wieſe zu dem Kirchdorfe Bouchet, wo das Wirthshaus iſt. Wir

fanden gute freundliche Leute, die alle ihre Kräfte aufboten, um uns zufrieden zu ſtellen, ſtärkten uns durch eine mäſsige Abendmahlzeit, und legten uns zur Ruhe, mit der Ausſicht, an dem folgenden Morgen das Ziel unſerer Reiſe zu erreichen.

Freytag den 7ten verlieſsen wir unſer Nachtlager um 6 Uhr, und erkannten jetzt erſt die Gegend, deren Anblick uns der Einbruch der Nacht geſtern entzogen hatte. Die groſsen Eisſpitzen zeigten ſich uns jetzt deutlicher, als wir ſie geſtern noch geſehen hatten, und ſchienen uns immer an Höhe zu gewinnen, je mehr wir ihnen nahten. Zuweilen bedeckten Wolken den höchſten Gipfel, und lieſsen nur hie und da die lichten Gränzen des Schnees durchblicken. Man muſs an den Anblick der Schneegebirge ſchon ziemlich gewohnt ſeyn, um in ſolchen Fällen den Schnee immer von den Wolken unterſcheiden zu können; aber nie erſtaunt man auch

mehr über die gewaltige Höhe dieſer Maſſen, als in dem Augenblicke, wenn man von einer ſolchen Täuſchung zurückkommt, und da feſtes Land erkennt, wo man nur Nebel und Wolken zu erblicken glaubte. Von dieſer Ausſicht in den ewigen Winter ſticht der Anblick des freundlichen Thales deſto lebhafter ab. Es iſt ganz umgeben von hohen Felſenwänden, und vergeblich ſucht man eine Oeffnung. Der Boden, der aus Aeckern und Wieſen beſteht, bringt allerley Getreide, Obſt und Nüſſe im Ueberfluſs hervor. Wein wird jetzt nicht hier gebaut, aber ſichere Urkunden bezeugen, daſs es ehemals geſchehen ſey, ja einige Oerter ſind ſo warm, daſs man oft im December und Januar Veilchen und andere Frühlingsblumen ſindet. Die kleinen Holzungen, womit die ganze Gegend durchwachſen iſt, vermehren ihren Reiz. Die Berge enthalten Silber, Kupfer und Bley, und bey Bouchet iſt ein Berg- und Schmelzwerk, wo auch guter Stahl verarbeitet wird. Merk-

würdig ist es, dass dieses ganze Thal ehemals ein See war, der der Lac S. Michel hiess. Die Arve floss damals durch das kleine Thal Chatelârd, und erst seitdem sich der Fluss bey Cervor einen tiefern Ausweg geöffnet hat, ist das Wasser abgelaufen und der ergiebige Boden nutzbar geworden.

Ungefähr eine halbe Stunde von Bouchet geht man auf der Brücke Pelissici über die Arve. Der Fluss stürzt sich hier wieder durch eine enge Kluft aus dem Thale von Chammonnis in das Thal von Cervor. Die Felsenwände steigen zu beyden Seiten senkrecht empor, und wölben sich oben, gleich einer Grotte, aus der die Fluthen schäumend hervorzubrechen scheinen. Man steigt jetzt bergan bis auf die Höhe der Felsen. Nahe, mit schwarzem Holze bedeckte Berge hemmen die Aussicht zu beyden Seiten, und heften den Blick desto fester auf die Schneegipfel. Zu unsern Füssen hörten wir das wilde Stürmen

der Arve durch ihr jähes Felſenbette, ohne doch von dem Fluſſe ſelbſt das Mindeſte wahrnehmen zu können. Wenn man die Höhe erſtiegen hat, geht man etwas weiter hinabwärts über den Nant de Naja, einen reiſſenden Bach, der den Weg oft gafährlich macht, und jetzt öffnet ſich das ſchöne breite Thal von Chammonnis, deſſen erſtes Kirchdorf Les Ouches man bald erreicht. Die Bäche Gria und Paconay, über die unſer Pfad uns jetzt führte, entſtehen aus den gleichnamigen Gletſchern, wovon der eine ſich in einer groſsen Höhe zeigt, der Andere aber weit tiefer in das Thal hinabſenkt. Ein ebener Weg führte uns hierauf über ſchöne Fluren durch einige Lerchen- und Erlen-Wäldchen an die Brücke Perolata. Hier gingen wir nochmals über die Arve, und waren nach einer halben Stunde in Chammonnis.

Das Thal von Chammonnis erſtreckt ſich von dem engen Paſs, durch den wir hineinge-

treten waren, bis an den Col de Balme, der Savoyen von Wallis ſcheidet, gegen Südweſten und Nordoſten in einer Länge von 7 Stunden. Auf der nördlichen Seite begränzen es die ſteilen Bergketten des Mont Breven und der Aiguilles rouges; auf der Südſeite thürmen ſich die erhabenſten, mit einigem Schnee bedeckten Granitſpitzen übereinander. Die Breite des Thals iſt hinreichend, um eine bequeme Ueberſicht der ganzen Kette zu geſtatten. Seit meiner zarten Jugend hatte ich ſo manchen ſehnſuchtsvollen Blick auf dieſe Gegenden geworfen, hatte ſo manches Bild mir geſchaffen, und durch die reizenden Spiele der Wolken an heitern Sommerabenden noch bereichert. So manche groſse und ſchöne Dinge hatte ich in der Schweitz geſehen; aber weder in Grindelwald noch in Lauterbrunnen waren meine Erwartungen ganz befriedigt worden. Zuweilen zürnte ich mit der Natur, die mir die Urbilder zu meinen jugendlichen Träumen nicht hatte ſchaffen wollen;

oft ging ich fogar in meinem Unmuth fo weit, die errungene Vorftellung des Wahren gegen den Verluft meiner Träume gering zu fchätzen. Stellt Euch vor, wie mir zu Muthe ward, als ich alles hier vereinigt fand, was ich in der ganzen Schweitz vergebens gefucht hatte! So oft ich an den ungeheuren Coloffen von neuem hinauf fah, verfank ich auch in neues Staunen über die Fülle der Gröfse, die die Natur hier zufammengehäuft hat. Bis auf eine anfehnliche Höhe bedecken freundliche Wiefen, die mit Fichten- und Lerchenwäldern vermifcht find, den Fufs des Gebirges. Diefe Wälder werden durch die grofse Eis- und Schneewüfte begränzt, worauf die jonifchen Granitfpitzen ruhen, die an einigen Stellen nackt und an andern mit ewigem Schnee bedeckt erfcheinen. Drey der höchften und nächften Gipfel find die Aiguilles du Gouter, du Midi und du Dru. In der Mitte, neben der fchönen Aiguille du Midi zur rechten, nimmt der Dôme du Mont blanc die höchfte

Stelle in der ganzen Kette ein. Zwischen beyden sieht die Spitze des Berges niedriger hervor; sobald man sich aber nur ein wenig auf die benachbarten Höhen erhebt, so steigt sie immer mehr empor, und beherrscht weit und hehr die übrigen alle. Zur rechten und linken des Fleckens Chammonnis hat die Natur, mit mächtiger Hand, zwey prächtige Gletscher aus dem Eismeer herabgeworfen. Hier kommt von der erhabenen Aiguille du Dru der grosse Glacier des Bois, und dort von der Aiguille du Midi der glänzende Glacier des Buissons. Wie zwey schöne Himmelswege steigen sie an den Bergen hinauf, und verlieren sich in dem grossen See von Eis und Schnee. Ihre ansehnliche Breite und der mächtige Schwung, womit sie sich in das Thal hinabwälzen, machen sie überaus mahlerisch, und unter den Bernischen Gletschern erinnere ich mich keinen gesehen zu haben, der nur von fern mit ihnen verglichen werden könnte. Das Thal selbst ist schön und reich;

die Arve entſteht als ein anſehnlicher Bach auf dem Col de Balme, und durch den Zutritt vieler Gletſcherwaſſer, die ſich von den Bergen herabſtürzen, erwächſt bald der ſchöne Fluſs, der das ganze Thal in einem räumlichen Kiesbette durchſtrömt und ſeine Gefilde netzt. Die Ufer beſtehen theils aus fetten Wieſen, theils aus kleinen Lerchen- Erlen- und Birkenwäldchen. Die Miſchung des friſchen Erlengrüns mit dem bunten Herbſtgewande der Birken und Lerchen war ungemein reizend. Wein und Obſt können in einer Höhe von 525 Toiſen über der Fläche des Meeres nicht zur Reife kommen; aber Gerſte, Haber, Bohnen, Kartoffeln und ſchöner Flachs gedeihen deſto beſſer, und an einigen Orten kommt ſelbſt der Weitzen ſehr gut fort. Auf den Alpen ſind treffliche Viehweiden, und die hieſigen Bienen bereiten den beſten Honig in der ganzen Gegend.

Chammonnis iſt ein ziemlich wohlgebauter Flecken, mit einer Pfarrkirche und 3 ſehr gu-

ten Wirthshäufern, denen der grofse Zuflufs von Fremden reiche Nahrung giebt. Die Einwohner fcheinen vermögend, find wohlgeftaltet, und die den Savoyarden gemeine Froh- und Gutmüthigkeit trifft man auch bey ihnen im hohen Grade an.

Schon auf dem Herwege hatten wir den prächtigen Glacier des Buiffons befucht; feine blendenden Eisfpitzen glänzten uns gleich bey unferem Eintritte in das Thal entgegen, und fchienen fich ganz niedrig hinabzufenken; aber noch nie hat mein Geficht mich fo getäufcht. Wir brauchten eine halbe Stunde, um auf einem äufferft fteilen und ermüdenden Pfade den Fufs des Gletfchers zu erreichen. Die grofsen Eiskegel, die man hier gleich erblickt, find die fchönften, die ich noch gefehen habe. Gleich darauf folgt eine Ebene von feftem Eis, auf der man queer über den ganzen Gletfcher gehen kann; indeffen machen die kleinen Erhöhungen und Tiefen doch viel Behutfamkeit nöthig. — Da wir eine gute

Viertelſtunde brauchten, um von dieſer kleinen Höhe wieder herab zu ſteigen, ſo ward es uns begreiflich, daſs die Spitze des Mont blanc, an deſſen Fuſse wir uns befanden, 18 Stunden Weges von Chammonnis entfernt iſt, und daſs Sausſure viertehalb Tage gebraucht hat, um ſie zu erreichen.

Nach dem Mittageſſen gingen wir zu der Quelle des Arveiron, eines Gletſcherwaſſers, welches aus dem Glacier des Bois entſteht. Dieſer Gletſcher ſenkt ſich ganz bis in das Thal hinab; er iſt ohngefähr eine Stunde von Chammonnis entfernt, und verdankt ſeinen Namen einem Fichtenwalde, hinter dem ſein Fuſs verborgen iſt. Die groſsen Granitblöcke, die man ſchon in einiger Entfernung von hier antrifft, beweiſen die ſtarke Abnahme des Gletſchers. Der Anblick dieſer Quelle mag wohl einzig in ſeiner Art ſeyn. Hinten deckt der ſchwarze Fichtenwald jede Ausſicht; vor uns lagen lauter

auf einander gehäufte Granitblöcke und die ungeheure Maſſe von Eis. In dem Eiſe iſt eine groſse Höhle, prächtig gewölbt, und ſcheint ſich hinten in finſtere Nacht zu verlieren. Aus dieſem ſchauerlichen Dunkel bricht der Arveiron hervor, und ſtürzt ſich ſchäumend zwiſchen den Granitblökken hindurch. Auſser der groſsen Höhle, die ſich faſt mit jedem Tage verändern ſoll, ſtürmte das Waſſer jetzt auch noch aus einer kleineren hervor, und eine dritte war ganz trocken. Dieſe reizte mich ſo ſehr, daſs ich beſchloſs, mich hineinzuwagen, ſo beſchwerlich auch der Fluſs und die groſsen Stücke von Eis und Granit den Weg machten. Es iſt immer rathſam, bey ſolchen Gelegenheiten zu eilen, weil oft Steine und Eisklumpen herabfallen; aber Gott weiſs, was ich an dieſem Tage nicht gewagt hätte. Leicht ſprang ich von einem Stein zu dem andern über den wüthenden Strom, und zeigte meinem Führer den Weg. Wirklich ward mir nicht wohl, als ich gerade einen groſsen Granitblock auf der un-

ſichern Decke über meinem Haupte liegen ſah, und ich machte mich ſchnell in das innerſte Heiligthum. Der Anblick der prächtigen Eiswölbung über mir und des ſchönen grünen Lichts, welches durch die dicke Kruſte brach, belohnte mich reichlich für meine Mühe, und ich dünkte mich einen Triton in dieſer herrlichen Grotte. Mein Führer muſste alle Künſte der Ueberredung anwenden, um mich wieder von meinem Götterſitze zu entfernen; endlich muſste ich ihm doch nachgeben. Der Abend brach ein, als wir in Chammonnis wieder anlangten. Die Ruhe und ein Glas Punſch ſchmeckten uns treſſlich bey dem lodernden Caminfeuer.

Den folgenden Tag, Sonnabend den 8ten, wollten wir den Montanvert beſteigen, um das Eismeer noch recht in der Nähe zu ſehen. Wir waren aber vielleicht von dem vielen Genuſs zu übermüthig geworden, denn als wir erwachten, regnete es hier ſeit fünf Wochen zum erſtenmale, und der ganze

Himmel war mit Wolken bezogen. Indeſſen gewährte mir auch dieſer trübe Tag hier ſo vieles Vergnügen, daſs es mir kaum leid iſt, um ſeinetwillen das groſse Savoyiſche Eismeer nicht beſtiegen zu haben. Die beſtändige Wirthſchaft der Wolken in den Gebirgen, die bald eine der Spitzen durch einen leichten Schleyer zeigten, bald nur ein einzelnes Stück des Mont blanc ſehen lieſsen, und dann wieder einen Theil des ganzen Gebirges entblöſsten, war ungemein entzückend. Der neue Schnee, der dieſe Nacht ſchon gefallen war, zeichnete ſich auf den Felſen aus, und die Wolken theilten die ganze Bergkette in unzählige Schichten ab. Da wir keine Zeit zu verlieren hatten, ſo beſchloſſen wir, noch dieſen Nachmittag bis Salanche zurück zu gehn. Der Weg beträgt zwar nur 6 kleine Stunden, aber unſer lieber kleiner Lac de Chêde und der Waſſerfall hielten uns ſo lange auf, daſs wir die letzten 2 Stunden in der Dämmerung und Nacht abmachen muſsten. Der andere Tag war ein Sonntag,

und deſswegen ward den ganzen Abend hindurch in allen Dörfern geläutet. Was ein ſchönes Geläute an einem ſtillen Abend auf den Wanderer für einen feyerlichen Eindruck macht, wiſst Ihr, und ich habe noch an wenigen Orten ſo ſchön läuten gehört, als in faſt allen Kirchdörfern von Savoyen. Es war halb 8 Uhr, als wir in Salanche ankamen.

An dem folgenden Morgen, Sonntag den 9ten, gingen wir aus Salanche, mit dem Vorſatze, Genf wo möglich noch zu erreichen. Wir hatten die erſten 6 Stunden, bis Bonneville um 1 Uhr abgemacht, und nachdem wir unſere Kräfte durch ein gutes Mittagseſſen geſtärkt hatten, würden unſere Füſse uns auch für die fünf letzten ihre Dienſte nicht verſagt haben; weil aber die Genfer ſchon um halb ſieben Uhr ihre Thore zu ſchlieſsen pflegen, ſo muſsten wir uns darein ergeben, in Chêne zu bleiben, wo wir um 8 Uhr anlangten. Montag, den 10ten, um 10 Uhr Mor-

gens kamen wir frisch und gesund bey unserer Gesellschaft wieder an.

Lebt wohl, und gedenkt meiner, wenn Ihr nach Savoyen kommt!

Dritter Brief.

Turin, den 29ten October 1791.

O, dafs Ihr doch hier wäret, um uns willkommen zu heifsen in diefem Lande des Segens, wo die Natur ihren Kindern ein ftets lachendes Antliz zeigt, und alle ihre Kräfte aufbietet, Noth und Elend von ihnen abzuwenden. Es ergreift Euch ein eigenes Gefühl, wenn Ihr die lange Kette der befchneyten Alpen zum erftenmale hinter Euch feht, und nun in jene Ebene tretet, die, fo weit das Auge reicht, nur ein Garten zu feyn fcheint. Halbtrunken von Wonne mochte ich anfangs weder meinen Sinnen noch meinem Bewufstfeyn trauen, dafs ich wirklich in Italien

ſey, in jenem Lande, wonach ich von meiner zarteſten Kindheit an mit heiſser Sehnſucht hinzuſehen gewohnt war. Doch ich bin ja wirklich da, ſo wie Ihr leider weit jenſeits, und ich muſs Euch kurz ſagen, wie wir ſo weit gekommen ſind.

Es war Dienſtag der 16te, als wir aus Genf fuhren, mit einem Vetturino, der aus Lecce in dem unterſten Italien gebürtig iſt, und jetzt einem Römiſchen Hauderer dient. Er war nach Italiäniſcher Sitte gedungen, uns für eine gewiſſe Summe hierhin zu bringen und unterwegens zu beköſtigen. *) Die Folge hat gezeigt, daſs ſein

---

*) *Guido Oranzio iſt ſein Name, und war ein Ideal eines Fuhrmanns. Wir ſind ganz Italien bis Neapel mit ihm durchzogen, und in jeder groſsen Stadt, wie in jedem kleinen Dorf oder Flecken war er bekannt und zu Hauſe, Apulien,*

Nutzen nicht übermäſsig geweſen iſt, und einzelne Reiſende kommen auf dieſe Weiſe wirklich unglaublich wohlfeil fort.

ſein Vaterland, und Calabrien kannte er eben ſo gut wie die Lombardey. Als wir ihm unſere Verwunderung bezeugten, daſs er ſich ſo weit von ſeinem eigentlichen Wohnorte entfernt habe, ſagte er uns lächelnd: mit guten Herren ginge er durch die ganze Welt. Hierauf ſing er an, uns von Wien, München, Frankfurt und allen groſsen Städten unſers Vaterlandes zu erzählen. Da St— Kammerdiener dieſes hörte, erinnerte er ſich gleich, ihn vor 2 Iahren mit ſeinen Maulthieren in Berlin geſehen zu haben, und daſs ſein wälſches Fuhrwerk dort viel Aufſehen erregt habe; er ſelbſt fügte hinzu, daſs er dort mit einem Liefländer geweſen ſey, den er nach Riga gebracht habe, durch Polen und Ungarn ſey er nach Hauſe zurückgereiſt. So war er auch einmal mit Engländern nach Calais gekommen, hatte dort ſeine Maulthiere verkauft, und war zur See nach Li-

Durch ein weites und fruchtbares Thal zwischen dem kahlen Salève und der langen Kette des Jura fuhren wir nach Frangy, wo wir unser

---

vorno zurückgekehrt. Diese Reise hatte ihn gegen jenes treulose und unwirthbare Element mit dem grössten Widerwillen erfüllt, und so oft er davon sprach, gerieth er in einen Eifer, der ihm sonst gar nicht natürlich war. Immer gut aufgeräumt und immer gleich lang- und gleichmüthig stimmte sein ganzes Wesen mit dem unwandelbaren Schritt seiner Maulthiere, und den Schellen, womit ihr Geschirr behangen war. Uebrigens hing er sich gleich an uns, als ob er nie einem andern Herrn gedient hätte. Einen gleichen Eifer, es uns überall wohl seyn zu lassen, und unsern Wünschen zuvorzukommen, haben wir hernach nur bey unserm treuen Sicilischen Begleiter wieder gefunden. Nur selten suchte er uns in die wohlfeileren Wirthshäuser statt der bessern zu führen, und dann verwünschte er voll Schaam den Verfasser des rothen Buchs, das uns die Sachen richtiger als

Mittagsmahl hielten. Die nahenden, ſchon ganz mit Schnee bedeckten Gebirge gewährten uns den Nachmittag manchen ſchönen Anblick. Wir übernachteten in Rumilly. Den 17ten Morgens fuhren wir durch Aix, ein Städtchen, welches in einer angenehmen Gegend liegt, und wegen ſeiner warmen Bäder bekannt iſt. Noch vor Mittag erreichten wir Chambery, die Hauptſtadt von Savoyen. Ein gieſsender Regen benahm uns den vollen Genuſs der Ausſicht in das weite und reiche Thal, welches rund um die Stadt mit prächtigen Caſtanienwäldern und Obſtgärten ganz

---

er berichtete. Er war, wie geſagt, mit allen Wegen und Stegen, Städten und Wirthshäuſern ſeines Vaterlandes vertraut bekannt, aber weiter erſtreckte ſich ſeine Wiſſenſchaft auch nicht, und man hätte umſonſt verſucht, ihn zu bereden, daſs es auſser Pferden, Maulthieren, Landſtraſsen und Wirthshäuſern noch etwas Gutes oder Schlechtes, Schönes oder Häſsliches in der Welt gebe.

erfüllt ist. Von der Stadt kann ich Euch eben so wenig erzählen; doch schien sie mir nicht schön. Den Abend gelangten wir nach Montmelian, einer Stadt, die auf einer Höhe an der reissenden Isère liegt, und wegen des Weines, der in ihrer Nähe wächst, bekannt ist. Uns hat er eben so wenig wie die übrigen Savoyischen Weine recht schmecken wollen. Sie sind fast alle schwer, dick und herben, zusammenziehenden Geschmacks.

Den 18ten Vormittags fuhren wir durch das breite Thal, welches die Isère durchströmt. Zu beyden Seiten hängen Dörfer an dem Abhang der hohen Berge, und schienen jetzt eingehüllt in das vielfarbige Herbstlaub der Buchenwaldung und des Weinstocks. Um Mittag erreichten wir das offene Städtchen Aiguebelle, wo die Isère die Arc aufnimmt. Dieser ungestüme Bergstrom wässert die Provinz Maurienne, die wir jetzt betraten. Schöne Wiesen in dem Thal, der schnelle Strom,

hohe Waldung auf den Bergen und verſchiedene Waſſerfälle, die von ihnen ſich herabſtürzten, erfreuten uns gleich bey dem Eintritt. Das Thal iſt 19 Stunden lang, und mag an Mannichfaltigkeit grofser Naturſcenen, die ſich dem Auge überall darſtellen, wohl wenige ſeines Gleichen haben. Hier ſieht man ſich umgeben von himmelhohen Felſen, die den Sturz drohen; mit wildem Ungeſtüm drängt die Arc ſich durch die enge Kluſt, und läſst kaum für die Landſtraſse hinlänglichen Raum übrig; dann öffnet ſich mit einmal wieder ein räumliches Thal mit einer kleinen Stadt, oder einem Dorfe, zwiſchen ſchönen Fluren und blumigen Wieſen. Die Berge zeigen ſich zu beyden Seiten bald als nackte mahleriſche Felshäupter, bald als fette Alpen und bald als dichter Wald. Jedes ebene Plätzchen wird von den Einwohnern mit unglaublicher Sorgfalt benutzt, und die kleinen Saatfelder an dem Abhange des Gebirges gleichen eben ſo vielen Terraſſen. Man ſieht mit Wohlgefallen den

emſigen Savoyarden Dünger und Erde in Körben den ſteilen Pfad hinantragen, und ſo auch dem nackten Stein Fruchtbarkeit und Gedeyhen abgewinnen. Ueberhaupt hat dieſe Reiſe die gute Meinung, die ich ſchon auf meiner Wanderſchaft nach dem Mont blanc von dieſem Volke gefaſst hatte, mehr als beſtätigt. Ihr argloſer, biederer, ſtets fröhlicher Sinn und ihre Arbeitſamkeit machen ſie glücklicher als ihre Nachbarn, die Piemonteſer, die im Trotz auf die Ueppigkeit ihres Landes das ärmere Savoyen, die Wiege des Heldenſtammes ihrer Beherrſcher, ſo tief unter ſich achten, daſs ſie nicht gern etwas mit ihnen gemein haben mögen. Lächeln muſste ich, als ich an einem dieſer Tage Büſchings Beſchreibung von Savoyen aufſchlug, und unter andern darinn fand, die meiſten Savoyarden wären Packträger und Eſeltreiber, und ernährten ſich damit, die Fremden über den Mont Cenis zu bringen, grade als wollte man ſagen, die meiſten Schweitzer wären Wegweiſer, und nährten ſich damit, den Fremden

das Gebirge zu zeigen. Die unzähligen Bettler, wovon Büſching die Landſtraſsen wimmeln läſst, haben wir nicht geſehen. Ihr Fleiſs und ihre Genügſamkeit trotzen der Armuth, ſo wie ihre offene heitere Stirne der finſtern Verachtung ihrer übermüthigen Nachbarn. — Der dunkelfarbige Stein, aus dem die dicken Mauern der Häuſer erbaut ſind, und die wenigen kleinen Fenſter mit papiernen Scheiben geben den Flecken und Dörfern ein finſteres, wüſtes Anſehen. Groſs und wüſt ſind auch die Zimmer der meiſten Wirthshäuſer, und alle ſind höchſt unreinlich, ſo wie überhaupt die Savoyarden an Unreinlichkeit es den Italiänern faſt noch zuvorthun. — Die Landſtraſse iſt ſehr gut, und es müſſen ungeheure Summen aufgewendet worden ſeyn, um ſie gegen die wilden Fluthen der Ströme und den Sturz der drohenden Felſen zu ſichern.

Den 19ten fuhren wir an der Hauptſtadt der Provinz, S. Jean, vorbey, die der Sitz eines Biſchofs

iſt, und in einem ſchönen grünen Becken liegt. Ein triefender Regen machte dieſe Tagreiſe unangenehm, gewährte uns aber doch einigen Erſatz, als wir Nachmittags, in einer Gegend, wo das Thal ungemein enge wird, zahlloſe Bergſtröme ſich in gröſsern Fluthen von den Felſen herabſtürzen, und zwiſchen der ſchönen Waldung, in mannichfaltigen Windungen, der Arc entgegenſchäumen ſahen. Die Nacht brachten wir in Modane, einem kleinen finſtern Flecken, zu. Den andern Morgen wollten wir lange vor Tag ausfahren; aber ein ſchrecklicher Sturm mit Regen vereitelte unſere Abſicht; als ſie aber wirklich anbrach die Morgenröthe des Tages, der uns Italien zeigen ſollte, entflohen die Wolken; der abnehmende Mond ſchien freundlich auf uns herab, und die Sterne funkelten mit dem lebhafteſten Glanze. Ueber dem Gebirge ward es immer lichter, und ſtimmte zu unſern Erwartungen von dem Lande, das uns noch hinter dieſen Bergen verborgen lag. Mir war den

ganzen Tag über zu Muthe wie einem Kinde, das den heiligen Chrift erwartet. Die Gipfel, die uns in mancherley Geftalten umgaben, waren alle mit Schnee bedeckt, und fchienen rofig in dem Glanze der aufgehenden Sonne. Wir erftaunten auch hier wieder über einen Wafferfall, deffen Strom fich von jähen Felfen herab mächtig in eine Kluft ftürzte, deren Tiefe wir aus der Ferne nicht wahrnehmen konnten. Faft mit jedem Augenblick enthüllte fich ein neuer Schauplatz grofser, feyerlicher Natur. Der Morgen war fchön, aber kalt, und fogar auf den Feldern lag fchon einiger Schnee. Bey dem Flecken Tarniignon erreicht man die letzte grofse Wendung des Thals, und eine Stunde darauf den fchlechten Flecken Larnebourg, der an dem Fufs und in dem Schatten des Cenis liegt. Hier nahmen wir Abfchied von unferer Arc, die uns fo lange zur Seite gewefen. Sie entfpringt unfern von hier aus einem Gletfcher. Das häfsliche Larnebourg hat auch keine fchöne Lage. Der

Cenis ift kahl, und entfpricht auf diefer Seite keineswegs der Erwartung, die der Wanderer von ihm hegt, ja man möchte fagen, fein Schatten, der den Einwohnern im Winter 6 Wochen lang das Licht der Sonne entzieht, fey gröfser als er felbft. Diefes ift unferes guten Büfchings Savoyen; denn hier mag fich wohl der gröfste Theil der Einwohner damit ernähren, Menfchen und Waaren über den Berg zu bringen. Sie hatten bald mit ausnehmender Fertigkeit und Schnelligkeit unfere Wagen und Gepäck auseinander genommen, und auf Maulefel geladen. Wir felbft folgten gleich nach; unfere S— mit ihrer Kammerjungfer in Tragfeffeln, und wir auf Mäulern. Mit unferem kleinen Ernft, der zu feiner grofsen Freude auf feinem Maulefel ritt, mochten wir der Ifmaelitencaravane mit dem erkauften Jofeph nicht unähnlich fehen. Hier lernte ich zum erften Male die Seelenftärke der Maulthiere kennen, die jeder Anfechtung auch des ungeduldigften Treibers widerfteht, und

ihren nicht ſehr ſchnellen Schritt immer gleich erhält. Nach einigen vergeblichen Bemühungen faſste ich endlich den Entſchluſs, dieſelbe Standhaftigkeit zu beweiſen, und mich eben ſo leidend, wie das übrige Gepäck zu verhalten. Gegen die Gefahr verloren zu gehen ſchützten uns groſse Schellen an den Hälſen unſerer Thiere und ihre unüberwindliche Paſſion, immer in grader Linie hintereinander her zu gehen. Der Weg ſchlingt ſich in einem beſtändigen Zickzack den Berg hinan, und iſt oft beſchwerlich, wiewohl immer ſicher.

Es ſchneyte unaufhörlich, und wir kamen nach anderthalb Stunden ganz erfroren bey dem Poſthauſe an, welches auf der Höhe liegt. Hier iſt in der Mitte eines groſsen Beckens, zwiſchen den höchſten Gipfeln des Gebirges, ein tiefer See, der anderthalb Stunden im Umfange hat, und ſeiner Forellen wegen weit und breit berühmt iſt. Auffallend iſt der Anblick des klaren

Sees, mitten unter Schneegefilden auf dieser grossen Höhe. Wir erwärmten uns in dem Wirthshause, und hielten ein Mahl von den Forellen des Sees, die wir nicht unter ihrem Rufe fanden. Hierauf packten wir unsern Ernst auch auf einen Tragsessel, und erreichten nach einer Stunde das grosse Kreutz, wo man hinab zu steigen anfängt. Hier heben sich hohe und glatte Felsen zu beyden Seiten des Weges. Der Semar, ein Bach, welcher der Abfluss des Sees ist, hat sich durch den Stein einen Weg gebahnt, und bricht schäumend aus der schwarzen Kluft hervor. So endigt Savoyen. Wir begrüssten einander jetzt mit dem lauten Zuruf: Italien! Da wehete ein lauer Duft uns entgegen, und lösete den Frost unserer erstarrten Füsse. So sollten wir auch fühlen, dass wir Italien erreicht hatten! Hohe Fichtenwaldung bedeckte den Abhang des Gebirges. Der Weg von dem grossen Kreutz bis an den Fuss des Berges beträgt zwey starke Stunden; er ist auf dieser Seite weit schlimmer, als

auf der andern, und geht oft neben den fürchterlichsten Abgründen jäh hinab. Wir waren kaum noch eine halbe Stunde auf diesem Wege, als die Nacht einbrach. Tiefer noch schienen uns jetzt die jähen Abgründe, und höher die starren Felsenhäupter, an denen der Weg vorbeygleitet. Der weiſse Schaum des stürzenden Semars blickte allein zuweilen durch die schwarze Fichtenwaldung hervor, und sein wildes Rauschen machte den Eindruck der Finsterniſs in tiefer Einöde noch schauerlicher. Die Maulesel wuſsten sich auf diesem Wege wieder bey mir in Ansehen zu setzen. Unser S— stieg ab, weil er seinen eignen Füſsen mehr traute, als den Beinen dieser Thiere. N— und ich blieben aus entgegengesetzten Gründen sitzen, und haben uns nicht übel dabey befunden; so genau wissen sie den Weg, und so groſs ist die Vorsicht, womit sie jedes Plätzchen aussuchen, auf welches sie den Fuſs setzen. Wir übernachteten zu Novalire, in dem ersten und einzigen

guten Wirthshause, welches wir auf diesem Wege angetroffen haben.

Den 21sten war unser Fuhrwerk bey Tagesanbruch schon wieder in Ordnung. Hinter uns entflohen die Alpen; wir sahen das erste Italiänische Thal, und mit ihm eine andere Welt. Der Himmel über uns war blau, und so mild, als wäre die Sonne seit gestern um einen Monat zurückgegangen. Wir fuhren durch die wohlgebaute Stadt Susa, die eine wichtige Festung ist. Sehr reizend liegt die Abtey S. Michele auf der Ecke des zahmen Gebirges, das sich hier gegen die Ebene wendet. Sie beherrscht das üppige Thal, dessen Felder mit schönen Pflanzungen von Maulbeerbäumen, Weingärten, Städten und Dörfern beständig wechseln. Wir hofften den Abend noch Turin zu erreichen, mußten aber des frühen Thorschlusses wegen in dem Städtchen Rivoli bleiben, welches zwey Stunden davon entlegen ist. Außer dem großen königlichen

Schloſs ſind hier viele Wohnungen vornehmer Turiner, die einen Theil des Herbſtes in dieſer Stadt zubringen, um das Land zu genieſsen. Der ganze Ort iſt ſein gebaut, und unſer Wirthshaus war es auch, dagegen aber inwendig ſo wüſte und unflätig, daſs unſere getäuſchte Erwartung ſich darüber entrüſtete, und es mit den Phariſäern und ihren Gefäſsen verglich. Wir flohen in die Opera buffa, die den Abend gegeben ward, und ergötzten uns an der Neuheit, die dieſes Schauſpiel und die lebendige Theilnahme der Zuſchauer für uns hatten. Die Geſellſchaft war anſehnlich, und die Schauſpieler beſſer, als wir ſie in dem kleinen Städtchen erwartet hatten.

Es war ein klarer Herbſtmorgen, als wir Montag, den 22ten, Rivoli verlieſsen. Die Stadt liegt an dem Abhange eines Hügels, und vor uns ſahen wir jetzt die herrliche Lombardiſche Ebene, die ſich von hier bis an das Adriatiſche

Meer erſtreckt, und ihres Gleichen ſchwerlich in der Welt hat. So weit das Auge reicht, ſind die üppigſten Gefilde mit Reihen von Maulbeerbäumen durchwachſen. Kleine Hayne von hohen Pappeln und zahlloſe Kirchthürme ragen über den Maulbeerbäumen hervor. Man glaubt, in keinem Saatfelde, ſondern in einem Luſtgarten zu ſeyn. Der Anblick war ſo herrlich, und ſo milde der Einfluſs des ſüdlichen Himmels und der höhern Sonne, daſs wir frohlockend in der groſsen Ulmenallee nach der Hauptſtadt fortfuhren, als ein ſcheuſslicher Anblick unſere ganze Freude vernichtete. Es war der Leichnam eines Erſchlagenen, der an dem Wege lag. Wir lieſsen halten, um uns nach den näheren Umſtänden dieſes Mordes zu erkundigen. Das gefiel unſerm Guido nicht. „Andiamo, ſagte er gleichgültig, è un ammazzato" *); und

*) *Fahren wir weiter; es iſt ein Erſchlagener.*

wirklich wollte er weiter fahren. Wir erfuhren, daſs der Menſch in der verwichenen Nacht im Streit ermordet worden ſey. Er hatte einen Schnitt in dem Geſicht, einen Stich in das Herz, und der Wind ſpielte mit dem Schaum, der ihm vor dem Munde ſtand. In der vorhergehenden Nacht hatte ſich ein ähnlicher Fall zugetragen, und ſcheint überhaupt auch in dieſem Lande, wo die Polizey doch wachſamer iſt, nicht ſelten zu ſeyn.

Welchen Schauder dieſer Anblick in uns erweckte, und in wie tiefes Nachdenken er uns verſenkte, brauche ich Euch nicht zu ſagen. Iſt es nicht ein Jammer, daſs die Menſchen ſich oft ſelbſt deſto unglücklicher machen, je mehr die Natur auf ſie verwendet hat? Ich konnte den Eindruck, den dieſes Schauſpiel auf mich gemacht hatte, nicht vergeſſen, und war noch damit beſchäftigt, als wir hier anlangten.

Turin liegt an dem Anfang der reichen Lombardiſchen Ebene, deren üppige Gefilde ſie rund

umher mit allen Gattungen der Vegetation umkränzen. Der Po, obgleich nur 6 Stunden von ſeinem Urſprung entfernt, ſtrömt ſchon als ein ſchöner Fluſs dieſe Stadt vorbey, und zeigt, daſs er es verdiene, der König der Italiſchen Flüſſe und dieſer herrlichen Geſilde genannt zu werden. Ueber die Ebene hinaus ſieht man eine prächtige Alpenkette von den Gränzen Frankreichs bis an den Fuſs der Tyroler Gebirge ſich in Geſtalt eines halben Mondes erheben. Der kegelförmige hohe Viſo ragt unter allen hervor, und iſt wie zu einem Male dahingeſetzt, den Urſprung des Po's anzuzeigen. Auf den näheren, mit mancherley Grün bewachſenen Bergen ſieht man hier die groſse Abtey San Michele, und dort das prächtige Gebäude der königlichen Gruft, La Superga, mit ſeiner hohen Kuppel und ſchönen Kirche die ganze Gegend beherrſchen. Alleen, Gärten, Luſtſchlöſſer und Landhäuſer kränzen die reizenden Ufer des Po, und den ganzen Umfang der Stadt. Nach dieſem kurzen Abriſs brauche

ich Euch nicht mehr zu ſagen, daſs die Lage Turins eine der ſchönſten iſt, die man ſehen kann. Die Stadt ſelbſt iſt es nicht minder; der groſse Carlsplatz, die Strada nova, der Schloſs-platz, die Straſse der groſsen Dara und die breite Poſtraſse mit ihren hohen Bogengängen ſetzen durch ihre ſchönen, gröſstentheils prächtigen Gebäude in Erſtaunen. Schade, daſs die Breite der meiſten dieſer Straſsen mit der Höhe der Häuſer nicht in dem gehörigen Verhältniſs ſteht.

Das Schloſs iſt groſs, aber von auſsen unanſehnlich gebaut; deſto bequemer ſchien mir die innere Einrichtung. Die Gallerie iſt ſehr anſehnlich, und enthält viele ſchöne Gemählde aus beyden Schulen. Es war mir unerwartet, ſo viele und ſo treffliche niederländiſche Stücke hier zu finden. Das Theater iſt eines der gröſsten und ſchönſten in Europa. Das Schloſs hängt mit der ſchönen Sacriſtey der Cathedralkirche zuſammen, worinn das vorgebliche heilige Schweiſstuch ver-

wahrt wird. Es ist ein rundes Gewölbe und ganz mit schwarzem Marmor bekleidet. Das Heiligthum ist in einem Behältniss auf dem Altar beständig von einer Menge brennender Lampen umgeben. Dieses Gebäude schien mir wegen des edlen und passenden Geschmacks, der durchaus darinn herrscht, ungemein sehenswerth. Viele Kirchen der Stadt sind prächtig, und enthalten zum Theil schöne Gemählde. Sehenswerth ist auch das Zeughaus, welches sehr reichlich versehen und ordentlich gehalten ist. Besonders gefiel mir ein runder Saal, der ringsum mit Waffen des Mittelalters, die in Trophäen geordnet sind, behangen ist. Das Museum ist nicht sehr reich. An der berühmten Isistafel, die von Erz und mit einer Menge Egyptischer Bilder geziert ist, fand ich nichts zu sehen; desto mehr zog mich unter den Marmorbildern aus dem Alterthum ein schlafender Amor an, der von ungemeiner Schönheit ist. Die Bibliothek und das Physikalische Cabinet schienen mir nicht sehr

wichtig, eben ſo wenig die Sternwarte; aber ſchön iſt die Ausſicht von ihrer Zinne über die ganze Stadt.

Turin enthält in einem Umfang von ungefähr anderthalb Stunden die groſse Bevölkerung von 100,000 Seelen. Das Gewühl auf den Straſſen iſt ſehr groſs, und gröſser noch das Getümmel wegen der ungemeinen Lebhaftigkeit des Volks. Man muſs mit dem Italiäniſchen Charakter ſchon vertrauter geworden ſeyn, um ſeine Ohren an das gellende Geſchrey zu gewöhnen, welches unaufhörlich in allen Gaſſen ertönt.

Der groſse Schloſsplatz iſt immer voll von Marktſchreyern, Puppenſpielern und dergleichen freyen Künſtlern mehr. Jeder hebt ſeine Predigt an, und keinem fehlt es an einer Menge von lehrbegierigen Zuhörern. Ich habe oft nicht gewuſst, ob ich mich mehr über die Suade des Meiſters verwundern ſollte, oder über die geſpannte Aufmerkſamkeit der Umſtehenden, die

auf allen ihren Gesichtern gezeichnet war. Immer war dieser Platz für mich sehr anziehend.

Wir haben einen Vormittag dazu angewendet, nach der Superga zu fahren, von deren Lage ich Euch vorhin schon Etwas gesagt habe. Die königliche Gruft ist sehenswerth, und die dabey befindliche Kirche, inwendig ganz von weissem Marmor, sehr reich, und doch sehr einfach, überhaupt in edlem Geschmack erbaut und geziert. Die Nebengebäude dienen einem Capitel zur Wohnung, welches zu der Kirche gestiftet ist. Entzückend ist die Aussicht von der Kuppel dieses Gebäudes. Zu seinen Füssen sieht man die grosse Stadt mit ihren Thürmen und Pallästen, den Po, der sich an ihr vorbey durch reiche Gefilde windet, und die herrliche Ebene der Lombardey in unabsehlicher Ferne. Der majestätische Halbzirkel der beschneyten Alpen, den man nirgends schöner sieht, macht die Gränze dieser wunderschönen Aussicht.

Wir ſind noch keine acht Tage hier, und eilen morgen ſchon wieder weiter. Ihr müſst Euch deſswegen mit der Dürftigkeit dieſer Nachrichten begnügen, und werdet es um ſo leichter, da es ohnehin ſchon ſo viele Beſchreibungen der Städte giebt, und Ihr wiſst, daſs ich nicht gerne vergeblich ſchreibe. Lebt wohl!

Vierter Brief.

Florenz, den 16ten December
1791.

Es ist lange, dass ich Euch nicht geschrieben habe; aber die Umstände drängen uns so, dass mir selten eine ruhige Stunde, wie ich sie mir wünsche, zu Theil wird, um Euch über unsere Reise Bericht abzustatten. Auf dem ganzen Wege von Turin bis Bologna haben wir uns nirgend über 3 Tage aufgehalten, haben unterdessen viele berühmte Städte und merkwürdige Dinge gesehen, über die ich Euch aber, eben weil wir so sehr eilten, nur weniges sagen kann. Macht Euch also darauf gefasst, vorlieb zu nehmen.

Wir verließsen Turin den 31ten Mittags. Ueber die Schönheit der Gegend um diese grofse Stadt habe ich Euch in meinem vorigen Briefe genug gesagt. Auch jetzt sahen wir noch einige herrliche Stellen an dem Po, der sich hier durch fette Wiesen und kleine Wälder windet. Sonst ist der Weg vor dem Appennin nicht reizend. Das Land ist zwar ungemein fruchtbar, aber ganz flach. Man sieht keinen einzigen Wald, und sogar diejenigen Bäume, die auf dem Felde zerstreut stehen, sind wegen des Holzmangels verstümmelt. Manche wahre Zauberblicke gewährten uns auf dem ganzen Wege die sich immer mehr entfernenden Alpen, deren beschneyte Spitzen sich unter dem herrlichsten Farbenspiel zeigten. Den 1sten Mittags waren wir in Asti, dem Asta Pompeja der Römer. Die Stadt ist grofs, und enthält einige schöne Kirchen und Palläste, scheint aber übrigens arm und schlecht bevölkert. Man erreicht hier zuerst den Tanaro, und hat ihn bis Alessandria zum Begleiter; aber die grofse

Fläche gestattet nur seltene Blicke auf diesen schönen Fluss, und nur die Pappeln, womit seine Ufer fast überall besetzt sind, geben der Gegend einiges Leben. Alessandria, der vornehmste Ort in dem Sardinischen Mayland, liegt zwischen dem Tanaro und der Buria. Zwey jährliche Messen und ein ansehnliches Gewerbe ernähren eine Bevölkerung von 12,000 Seelen, und machen die Stadt lebhaft. Sonst ist sie nicht schön. Jenseits des Tanaro, über den hier eine schöne steinerne Brücke führt, ist eine feste Citadelle, und in der Stadt eine starke Besatzung. Wir waren hier den 2ten Mittags, und erreichten denselben Abend noch Novi, die erste Genuesische Stadt, die an dem Fuse des Appennins liegt. Den 3ten hatten wir das Gebirge und den berühmten Weg über die Bochitta. Die Hinauffahrt währt 3 Stunden; sie ist gelinde und die Strase überall breit und vortrefflich gepflastert. Die Aussicht auf der Höhe soll ungemein schön seyn, aber beständiger Nebel und Regen entzogen uns ihren Genuss. Noch

nirgend habe ich eine so auffallende Veränderung des Clima's empfunden als hier. Während der ganzen Hinauffahrt wehte eine nasse empfindliche Novemberluft uns entgegen; in den Thälern fanden wir selbst auf den Castanien nur weniges Laub, und auf den Bergen waren alle Bäume völlig entblättert. Hier und da lag sogar einiger Schnee. Kaum hatten wir die Höhe der Bochitta erreicht, und uns gegen die Seeseite gewendet, als ein lauer Süd uns, wie ein Duft, entgegenhauchte. Tiefer unten sahen wir uns mit Castanienwäldern umgeben, die noch grade so grün waren, als wir, mehr als einen Monat zuvor, andre an dem Genfer-See gesehen hatten. Zu Campo Marone an dem Fuss des Gebirges sahen wir zuerst grosse Lorbeeren frey in der Erde; kurz, es schien uns, als wären wir plötzlich 5 Grade weiter gesprungen. Den Nachmittag verbarg ein unaufhörlicher, heftiger Regenguss uns wieder jede Aussicht. Man fährt an den Ufern eines Flusses hinab bis an die Vorstädte von

Genua, deren Gebäude ſchon die Pracht und Gröſse der Hauptſtadt verkündigen, in der wir bey finſterer Nacht und dem ſcheuſslichſten Wetter anlangten.

Genua iſt von allem, was ich bisher geſehen habe, ſo verſchieden, daſs ich mich in einer ganz neuen Welt zu ſeyn dünkte, ſo bald ich den andern Tag im Stande war, mich umzuſehen. Ihre Lage gewährt den herrlichſten Anblick von der Seeſeite. In einem ſchönen Bogen erhebt ſie ſich auf dem Ufer, und bildet nebſt den umliegenden Bergen, die mit prächtigen Landhäuſern beſäet und gekrönt ſind, ein groſses Theater. Das Innere der Stadt erweckt nicht minderes Staunen. Lehrte die Geſchichte nicht, wie tief dieſe ſo äuſserſt merkwürdige Republik von ihrer ehemaligen Macht herabgeſunken iſt, ſo würde man nimmermehr glauben, in einer Stadt zu ſeyn, deren blühendſte Zeiten vergangen ſind; ſo lebhaft ſind die Gaſſen, und ſo wimmelt es zu jeder

Stunde des Tages von Menschen aus allen Völkern auf der Börse, und von ihren Schiffen in dem Hafen. Die Türkensclaven, denen man häufig begegnet, und die immer zwey und zwey an einander gekettet sind, gewähren einen traurigen, aber neuen Anblick. Die Bauart ist äusserst sonderbar. Nur zwey Strassen sind mehr als zwölf Schritte breit, und die andern fast alle so enge, dass nicht einmal für einen Karren Raum darin ist; dabey haben die niedrigsten Häuser vier, die höhern sechs bis sieben Stockwerke. Die Strada Balbi und die Strada nuova mögen sonst wohl mit Recht die prächtigsten in Europa genannt werden, weil sie aus lauter Pallästen bestehen, von deren Reichthum ich vergeblich versuchen würde, Euch einen Begriff zu geben. Das Strassenpflaster besteht aus Quadersteinen und Ziegeln, und wird sehr rein gehalten. Der Hafen ist bekanntlich einer der schönsten in Europa. Er hat die Gestalt eines etwas mehr als halben Zirkels, und grosse Dämme schliessen ihn auf der Seeseite

ein. Zwey Leuchtthürme ſtehen an den beyden Seiten der Einfahrt, doch iſt ein dritter, der auf einen Felſen vor der Stadt gegründet iſt, weit höher als dieſe. Wie neu und groſs mir der Anblick des Meers iſt, könnt Ihr Euch leicht vorſtellen, da Ihr wiſst, daſs ich es nur einmal in meinem elften Jahre geſehen habe. Ergreifender ward dieſer Anblick noch für uns alle durch den Gedanken, daſs dieſes Meer mit ſeinen herrlichen Geſtaden von jeher der Tummelplatz der merkwürdigſten Völker der Erde, und die Heimath der gröſsten Begebenheiten, welche die Geſchichte aufweiſen kann, geweſen iſt. Das beſtändige Leben in der unabſehbaren Fläche iſt entzückend, und es ward mir das erſtemal ſchwer, mich davon loszureiſſen. Geſtern war es etwas unruhig. Die Schiffe wurden in einem gleichen Tact beſtändig hin und her gewiegt, und mit fürchterlichem Donner ſchlug die Brandung ſo gewaltig an den Damm, daſs ich in einer Höhe von mehr als zwanzig Ellen davon benetzt ward. Der

Markt hat uns mit allerley, uns ganz neuen, Schätzen der See und des Landes bekannt gemacht. Man findet überall ausser Citronen, Pomeranzen, Feigen, Datteln, eine Menge anderer Dinge, für die wir in Deutschland nicht einmal einen Namen haben.

Wir sind in dem Garten des Hauses Doria gewesen, der jedem offen steht. Er ist an sich nicht schön, sondern ganz in schlechtem alt holländischen Geschmack angelegt; nur dass man hier statt der Taxbäume lauter Cypressen und grosse Citronen- und Pomeranzenbäume, theils frey in der Erde, theils an Spalieren sieht. So muss der Himmel hier auch das Widrige verschönern!

Die Gestalt der Genueser und sonderlich der Genueserinnen ist durchaus schön, und trägt das Gepräge von Majestät und Grösse, welches auch ihre Werke bezeichnet. Schade, dass die Kürze unsers Aufenthalts uns nicht gestattete,

diese grosse Stadt und ihre Bewohner näher kennen zu lernen. Wir hatten vollauf damit zu thun, auch nur die merkwürdigsten Dinge zu sehen. Die Palläste der Grossen und die Kirchen sind voll von Gemählden der grössten Meister; viele davon sind auch schon wegen ihrer äusseren Schönheit sehenswürdig. Die Palläste der grossen Häuser Brignoli, Doria, Darazza, Balbi und des Doge zeichnen sich am meisten aus. Die schönsten Kirchen sind de l'Annunziata, Carignan und die Kirche der ehemaligen Jesuiten.

Unsere Freude über das milde Genuesische Clima war von kurzer Dauer, denn als wir den 5ten wieder abreisten, waren die Dächer weiss von schmelzendem Schnee; und das Thermometer stand nicht fern von dem Eispunct. Auf dem Gebirge lag der Schnee an manchen Orten zwey Fuss hoch, und eine heftige Kälte liess uns die Jahreszeit so unangenehm empfinden, als wir es selbst in unserm Vaterlande kaum ge-

wohnt ſind. Die grünen Caſtanien und Pappeln contraſtirten mit dieſer Erſcheinung auf eine ſonderbare Art. Wir muſsten bis Novi auf demſelben Wege zurückfahren, den wir gekommen waren. Gegen Abend, als wir das Gebirge im Rücken hatten, ward das Wetter etwas milder; es blieb aber bis den 12ten empfindlich kalt. Wir ſahen ſtarren Reif und Eis; ja es war in Pavia, während unſers Aufenthaltes, die Erde hart gefroren, und das Thermometer ſtand des Morgens 4 Grad unter dem Eispunct. Die Ebene des Sardiniſchen Maylandes hat auſser dem allgemeinen Character von Fruchtbarkeit und Cultur wenig reizendes; man freut ſich indeſſen, in den Gebieten von Tortona und Voghera hier und da eine ſchöne Eiche zu ſehen. In der erſteren Stadt übernachteten wir den 9ten. Den 10ten gegen Abend ſetzten wir fünf Miglia von Pavia in einer Fähre über den Po, der hier ſchon zu einem groſsen Strome geworden iſt. Die zahlloſe Nachkommenſchaft der Schweſtern

Phaetons *), die noch immer an ſeinen Ufern grünt, giebt ihm ein Anſehen von Lieblichkeit und ſanſtem Reiz, der ihm unter den groſsen Flüſſen eigen zu ſeyn ſcheint. Denſelben Abend langten wir noch zu Pavia an. Dieſe alte Reſidenz der Longobardiſchen Könige liegt mitten in der groſsen Ebene, an dem nördlichen Ufer des ſchiffbaren Ticino. Die Gegend iſt reicher an Holzungen, als die meiſten übrigen der Lombardey, und der ſchöne Fluſs windet ſich aus groſsen Pappelbüſchen, wie aus einem Luſtwalde hervor. Ueber eine feſte ſteinerne Brücke gelangt man in die Stadt. Sie iſt gröſstentheils ſchlecht gebaut, und nur hie und da giebt es anſehnliche Gebäude. Die Volksmenge von 28,000 Seelen ſteht mit dem beträchtlichen Um-

---

*) *Phaeton ward vom Zevs in den Po geſtürzt, und ſeine Schweſtern, die nicht aufhörten, ſein Schickſal an den Ufern des Fluſſes zu beweinen, in Pappeln verwandelt.*

fang der Stadt in keinem Verhältnifs, und nur die Hauptstrafse und der Markt sind einigermaafsen belebt. Der Dom ist ein Gothisches, unvollendetes Gebäude, doch zeugen vier gewaltige Säulen, welche die Kuppel tragen sollten, von dem grofsen Entwurf des Baumeisters. Auf dem Domplatz steht die eherne Bildsäule des Kaysers Antoninus Pius zu Pferde. Da die Antiken von Metall so selten sind, war ich sehr neugierig, dieses Stück zu sehen. Das Pferd scheint mir vortrefflich, und wird auch von Kennern sehr geschätzt. Es ist kein Ideal von Schönheit, aber überall sieht man Leben, von dem Feuer in den Augen bis zu den Biegungen der Füfse, und es gewinnt unter dem Anschauen. Das Bild des Kaysers ist steif und gefällt mir nicht. Die gröfseste Merkwürdigkeit von Pavia ist die berühmte Universität, die von Carl dem Grofsen gestiftet, und unter Maria Theresia in den jetzigen Stand gesetzt worden ist. In der Theologischen Facultät sollen treffliche Männer seyn, die

den Geist des Christenthums von den Römischen Satzungen wohl zu unterscheiden wissen, und sich ohne Scheu blofs an die allgemeinen Kirchenversammlungen halten. Die Juristische und Philosophische Facultät sind nur mittelmäfsig, dagegen kann wohl keine Universität in Europa so viele treffliche Lehrer der Arzneykunde und aller ihrer Hülfswissenschaften aufweisen, als Pavia. Der berühmte Gubernal-Rath Frank, der von Göttingen hierher berufen ward, hat das Clinische Institut unter seiner Aufsicht. Neben dem Saal, in dem er seine Vorlesungen hält, ist ein Zimmer für die merkwürdigsten Kranken aus dem Hospital: eine Einrichtung, die ihn in den Stand setzt, seine Lehre durch Beyspiele zu bewähren. Jeder Student bekommt unter Franks Aufsicht einen Kranken zu behandeln, über dessen Krankengeschichte er einen Aufsatz verfertigt. Stirbt der Kranke, so wird er zergliedert, und an gewissen Tagen die Meinung der Studenten in Gegenwart der ganzen

Facultät mit dem Erfolg der Krankheit vergli. chen. In der Anatomie unterrichtet der be. rühmte Scarpa, der Cavaliere Volta in der Phy. ſik, und Spallanzani in der Naturkunde. Dieſen in ſeinem Fache wirklich groſsen Mann beſuch. ten wir mit dem Abt Bertola. Bey ſehr ein. nehmenden Geſichtszügen hat er ein Feuer in den Augen, welches zu den Worten ſeines Mundes vortrefflich ſtimmt, und den für ſeine Wiſſenſchaſt glühenden Mann ſogleich verräth. Er wird nächſtens eine gewiſs ſehr merkwürdige Beſchreibung ſeiner Reiſe nach den Vulcanen von Napoli und Sicilien herausgeben. Erſtaun. lich iſt es, welche Mühe er ſich gegeben hat, alles mit eigenen Augen zu ſehen, und wie weit es ihm damit gelungen iſt. Ich erinnere mich kaum einen Mann geſehen zu haben, der mich gleich ſo für ſich eingenommen hätte, deſſen Geiſt ſo ſichtbar aus ſeinem Auge und aus ſeiner ganzen Gebehrde ſtrahlte. Der Cavaliere Volta ſcheint ein eben ſo guter und gefälliger, als ge-

lehrter Mann zu ſeyn. Er erinnerte ſich mit vielem Vergnügen ſeiner Reiſe nach Deutſchland und ſeines Aufenthalts in Göttingen. Das Muſeum enthält eine der vollſtändigſten Sammlungen in Europa aus allen Reichen der Natur, und ſteht unter Spallanzani's Aufſicht, der es bey ſeinen Vorleſungen nutzt. Die Sammlung von Anatomiſchen Präparaten iſt ſehr groſs und vollſtändig. Frank hat dafür geſorgt, daſs die beſten mediciniſchen Schriften, die in Deutſchland herauskommen, hier zu haben ſind. Die Wohnungen und Speiſen der Studenten ſollen ſehr mittelmäſsig ſeyn. Die Luft iſt in dieſer niedrigen und ſumpfigen Gegend nicht geſund, aber grade in den ungeſundeſten Monaten, vom Julius bis zu Anfang Novembers, ſind Ferien, und der Curſus iſt jährig. Alle Vorleſungen werden in dem groſsen neuen Univerſitätsgebäude gehalten, und die Hörſäle ſind geräumig und hoch. Der ſcharfſinnige Abt Bertola, der die Italiäner mit unſerer Deutſchen Litteratur bekannter zu

machen fucht, hat fich fehr freundfchaftlich gegen uns bewiefen.

Den 13ten fuhren wir durch flache und einförmige Gegenden nach Mayland. Das ganze Land ift mit Canälen durchfchnitten, welche die Reisfelder netzen. Selten fieht man einige Bäume zufammen ftehen, aber überall durchfchneiden lange Reihen von Weiden, Pappeln und Maulbeerbäumen die Felder, und hemmen die Ausficht auf die grofse Fläche. Diefe Art des Anbaus, und die daher entftehende Leichtigkeit, einem Verfolger zu entgehen, fcheint mir eine der Haupturfachen zu feyn, warum die fo thätige und wachfame Oefterreichifche Polizey hier keine vollkommene Sicherheit der Heerftrafsen hat bewirken können. In keinem Theile Italiens mufs man mit fo vieler Behutfamkeit reifen, als in der Lombardey, und wir felbft wurden vor einer Räuberbande gewarnt, welche die Strafse, auf der wir waren, unficher mache.

Mayland, die grofse Hauptftadt, die in der Gefchichte des mittlern Zeitalters eine fo merkwürdige Rolle fpielt, hat 10 Italiänifche Meilen im Umfange, und gegen 140,000 Einwohner. Sie ift ein wahres Chaos von lauter engen und dunkeln Strafsen, die gröfstentheils aus mittelmäfsigen oder fchlechten Häufern beftehen. Der einzige grofse Platz ift bey der Domkirche. Diefes ungeheure Gebäude, nächft der Peterskirche in Rom und der Paulskirche in London die gröfste in Europa, ift unter dem Herzog Johann Galeozzo Vifconti erbaut, aber nicht fertig geworden. Noch immer wird, wiewohl fehr langfam, an ihrer Verzierung gearbeitet; man behauptet aber, dafs diefe fehr reiche Kirche aus ihren eigenen Mitteln längft hätte vollendet werden können, und nur gefliffentlich damit gezögert werde, um immer mehr milde Gaben zu erhalten. Beym Eintritt macht die vierfache Reihe von gewaltigen Gothifchen Marmorfäulen auf den erften Blick einen grofsen Eindruck;

aber der groteske Geſchmack, und der Mangel an Licht und Vollendung geben doch dem ganzen Gebäude ein wüſtes und finſteres Anſehen. Die Kuppel iſt nach dem Maaſsſtabe der ganzen Kirche viel zu klein, und kaum bemerkt man ſie in dem Gebäude ſelbſt. Dieſer Theil iſt, wie das Uebrige, von innen und auſſen mit einer groſsen Menge von Bildſäulen ausgeſchmückt. Eine darunter, die den heiligen Bartholomäus als Märtyrer (geſchunden) vorſtellt, wird vorzüglich geſchätzt. Sonderbar, daſs Künſtler einen ſo ſcheuſslichen Gegenſtand zur Abbildung wählen konnten, und doch haben ſelbſt die Griechen mit der berühmten Vorſtellung des Marsyas das Beyſpiel gegeben. — Der Kirchenſchatz enthält einen erſtaunlichen Reichthum an Gold, Silber und Edelgeſteinen.

Auſser der Domkirche haben wir noch verſchiedene andere Kirchen beſucht, die ſehenswürdige Gemählde enthalten. Auch die Ambro-

ſianiſche Bibliothek hat, neben ihrem groſsen Schatz an Büchern und Handſchriften, ein Gemähldezimmer, worin wir ſchöne Bilder antrafen. Die Sternwarte iſt reich an guten Inſtrumenten.

Den 15ten Mittags verlieſsen wir ſchon wieder Mayland, und erreichten noch denſelben Abend Lodi, eine wohlgebauete Stadt mit etwa 16,000 Seelen.

Den 16ten fuhren wir bey unaufhörlichem Regen bis Piacenza, nachdem wir in einer Fähre über den breiten Po geſetzt hatten.

Piacenza iſt eine groſse Stadt, ſie hat aber ein wüſtes, verfallenes Anſehen, und nach dem Maaſsſtabe ihrer Gröſse ſcheint die Volksmenge gering zu ſeyn. Nur der Marktplatz iſt wirklich ſchön, und mit zwey metallenen Bildſäulen von Farneſiſchen Fürſten zu Pferde geziert. Das traurige Regen-

wetter verfolgte uns beſtändig, und wir muſsten den 17ten in dem Städtchen Borgo S. Donnino bleiben, weil der einige Meilen von dort flieſsende Taro ſo angeſchwollen war, daſs man nicht hinüberſetzen konnte. Des andern Tages muſsten wir einen Umweg machen, um eine Stelle aufzuſuchen, wo die Ueberfahrt leichter ſeyn ſollte. Der Regen hatte ein wenig nachgelaſſen, und wir freuten uns, ein Land zu ſehen, welches reicher an groſsen Bäumen iſt, als das Mayländiſche. Als wir an das Ufer des Taro gekommen waren, fanden wir uns in der Hoffnung, gleich hinüberſetzen zu können, getäuſcht, und man drohete uns mit der Gefahr, noch einen ganzen Tag in der elendeſten Herberge liegen zu müſſen. Zu unſerem Glücke ſank nach einigen Stunden das Waſſer, und wir gelangten den Abend noch nach Parma. Wir verweilten den 19ten in dieſer Hauptſtadt und Reſidenz des Herzogs. Sie enthält anſehnliche Plätze, Straſsen und Gebäude, nebſt einer Volksmenge von 40,000 Seelen. Da der

groſse Correggio nicht fern von hier geboren iſt, und die meiſten Jahre ſeines Lebens in dieſer Stadt zugebracht hat, ſo findet man auch an keinem andern Ort ſo viele ſeiner Werke als hier. Sie tragen alle ein Gepräge von Liebe, Heiterkeit und tiefem Gefühl, welches für den Mahler ſelbſt einnimmt, und das Herz mit derſelben Liebe zu ihm erfüllt, die er in ſeinen Bildern darzuſtellen wuſste. Die groſse Gemählde-Sammlung, die ehemals hier war, iſt mit dem ganzen beweglichen Vermögen des Farneſiſchen Hauſes nach Neapel gekommen. Ungemein ſehenswürdig iſt das berühmte Theater in dem Schloſſe, das gröſste in Europa, und ein Meiſterſtück der Baukunſt.

Den 20ten Mittags waren wir in Reggio, einer groſsen Stadt mit 17,000 Einwohnern, die aber nicht ſchön iſt, und den Abend gelangten wir nach Modena. — Dieſe Stadt iſt von Allen, die wir auf dem Wege von Genua bis hieher

gesehen haben, die schönste. Ihre Strassen und Plätze sind durchaus mit ansehnlichen Gebäuden besetzt, und unter den Häusern sind geräumige Hallen. Gern hätten wir einen Tag hier verweilt, mussten uns aber den andern Morgen schon früh wieder auf den Weg machen. Nicht weit von der Stadt setzten wir über den Panaro, und waren nun auf des heiligen Vaters Grund und Boden; ein Umstand, der diese Tagreise vorzüglich auszeichnete, und uns sehr erfreute. Wir kamen Nachmittags bey Zeiten in Bologna an, und fanden, was wir lange nicht gefunden hatten, in dem Pellegrino ein vortreffliches Wirthshaus.

Um Euch Bologna recht unter die Augen zu bringen, möchte ich es das Cölln von Italien nennen: lauter krumme und enge Gassen durcheinander, eine ungeheure Zahl von Kirchen und Klöstern, und mehr Priester als Layen. Herrlich ist ihre Lage unter den Appenninen, an dem Anfang der

grofsen Lombardifchen Ebene. Die Volksmenge diefer grofsen Stadt hat mit ihrem ehemals fo blühenden Handel allmählich abgenommen, und beläuft fich jetzt kaum noch auf 70,000 Seelen. Aufser der Piazza maggiore und einigen wenigen Strafsen, find die andern alle unglaublich öde und leer. Ihre gröfse Zierde find die hohen und geräumigen Bogengänge, die faft durch die ganze Stadt unter den Häufern fortlaufen und ungemein bequem find. Die Univerfität, vor Alters die Erfte der Chriftenheit, und noch in diefem Jahrhundert das Paris in Italien, ift jetzt fchlecht befetzt, hat aber in ihren grofsen Einkünften und in der trefflichen Anftalt des Inftituts der fchönen Künfte und Wiffenfchaften folche Hülfsmittel, dafs eine thätige Regierung ihr leicht aufhelfen kann. Das eben erwähnte Inftitut hat vorzüglich Pabft Benedict XIV (Lambertini), ein Bologn efer, in den jetzigen Stand gefetzt. Es enthält reiche Sammlungen für alle Theile der Wiffenfchaften, infonderheit eine wohl geordnete

öffentliche Bibliothek von mehr als 120,000 Bänden, ein schönes Museum, und ein Physikalisches Cabinet, das allein von freywilligen Beyträgen der Bologneser unterhalten wird, und sehr vollständig ist. Wenn man den Italiänern Geitz und Habsucht als Hauptlaster vorwirft, so sollte man doch dabey nicht vergessen, mit welcher Grofsmuth oft auch Privatpersonen einen ansehnlichen Theil ihres Vermögens dem gemeinen Besten aufopfern. In Genua war es uns nichts seltenes, von Kirchen, Strafsen, Brücken und prächtigen Schulgebäuden zu hören, die auf Kosten einzelner Bürger erbaut, und von ihnen dem Staate geschenkt waren. Dort hat sogar die Familie Cambiasi allein die grofse Heerstrafse, welche sonst wegen der beständigen Verheerungen eines reissenden Bergstromes oft mit Lebensgefahr befahren wurde, bis auf drey Stunden weit von der Stadt mit ungeheurem Aufwande zu einem prächtigen Damm machen lassen. Sie haben drey Jahre lang täg-

lich 800 Taglöhner an dieſem groſsen Werke arbeiten laſſen, und es zuletzt mit einer ſchönen und langen ſteinernen Brücke über den Fluſs vollendet.

Jetzt hat Bologna nichts ſehenswürdigeres, als ſeinen groſsen Schatz von Gemählden, der, nach den Römiſchen Sammlungen, der wichtigſte in Italien ſeyn ſoll. Die hieſige Schule entſtand, da der blühendſte Zeitpunkt der übrigen ſchon vergangen war. Keine iſt ſo fruchtbar an groſsen Meiſtern geweſen, und keine hat eine ſolche Leichtigkeit in der Kunſt erreicht, als die Bologneſiſche. Ganz Italien iſt voll von ihren Werken. Hier ſchwelgt man unter den Meiſterſtücken der Caracci, Guido Reni, Domenichino, Guereino, Albani, und mehrerer, deren Namen minder bekannt ſind. Viele Stücke habe ich mit gleicher Luſt und Wonne jedesmal wieder geſehen. Oft kann das Auge vor ſchönen Farben und treuer Nachahmung der Natur

ſtaunend verweilen, aber der Geiſt wird entzückt und erhoben, wo eine ſchönere Seele aus dem Bilde des Künſtlers ſtrahlt, und höhere Gefühle über Euch ergieſst. So werdet Ihr hier oft ergriffen, und geht wirklich bereichert hinweg.

Die Bologneſer tragen groſse Sorge, den äuſsern Prunk ihrer alten Freyheit zu erhalten, und prägen das Wort: Libertas, als Denkſpruch, auf alle ihre Münzen. Deſto nachläſſiger ſind ſie in der Verwahrung ihrer vorbehaltenen Municipalfreyheiten geweſen, und begnügen ſich jetzt damit, bey jeder Gelegenheit auf den Pabſt und die Römer loszuziehen. Der Adel iſt zahlreich und vermögend, aber auch ſo verzogen und entbildet, daſs man die Mutter Natur in den höhern Ständen vergeſſen zu haben ſcheint. Wer einmal aus den langen Hallen einen Spaziergang auf das freye Feld wagt, wird nicht leicht einem Menſchen von Erziehung begegnen. Der

Corso, ein langer Steinweg ohne Bäume, mit einer Halle für die Fussgänger, ist der Tummelplatz, wo die Bologneser sich an Sonn- und Feyertagen zeigen, und sich daran ergötzen, beständig auf- und abzufahren und einander zu begegnen. Die Männer sehen klein und grösstentheils kränklich, die Weiber äusserst zart und gedrechselt aus. Diese guten Geschöpfe mögen wohl wenig davon wissen, wozu sie in der Welt sind. Ohne ihnen den mindesten freyen Willen zu lassen, schliessen die Eltern den Vertrag nach ihrer Convenienz, und die Tochter hat keine andere Sorge, als einen Cicisbeo zu wählen, der auch in diese Convenienz passt. Mit diesem bringt sie den Tag vom Morgen bis in die Nacht zu, und hat Lebensart genug, sich mit ihrem Manne nie öffentlich zu zeigen, und, unbesorgt um die Erziehung ihrer Kinder, diese nie um sich zu haben. Vor der freyen Luft hüten sie sich so, dass sie auch von dem Wetter wenig erfahren. So haben es doch

diese Menschen, aller Schwierigkeiten ohngeachtet, endlich einmal so weit gebracht, die Natur mit Stumpf und Stiel auszurotten, und noch sehe ich keine Möglichkeit der Rückkehr! Trägt doch ihr ganzes Land keine Spur von der wohlthätigen Hand, die auch dem Dornstrauch und der Distel ihren Platz zeigt, sondern alles prangt in herrlichen Reihen, Vierecken u. s. w. Für Wälder ist kein Raum; alle Bäume sind verstümmelt, kein Hügel ist viele Tagereisen weit zu sehen, sondern überall Städte, Flecken und die verkünstelnde Hand des Menschen. Ein solches Land ist statistisch vollkommen; aber uns wolle Gott so viel freye Natur, als noch in und um uns ist, lassen! Ich habe von dem Leben solcher Menschen keinen Begriff. Uebrigens giebt man den Bolognesern das Lob, daſs sie gute, gefällige Leute sind, und grosse Anlagen für die schönen Künste und Wissenschaften haben. Die Menge der berühmten Männer, welche die Stadt aufweisen kann, bürgt hinlänglich für den Grund

dieses guten Rufs. Ihre Mundart ist sehr platt, und dabey schont ihre kreischende Stimme keines Ohrs. In ganz Italien, glaube ich, wird so arg nicht geschrien, als auf den Gassen von Bologna.

Eine Stunde von der Stadt liegt auf einem Berge die schöne Kirche Madonna di San Luca, die ein vorgeblich von dem Evangelisten Lucas gemahltes Marienbild enthält, und deswegen ein sehr besuchter Wallfahrtsort ist. Eine Halle führt von der Stadt bis zu der Kirche. Man hat auf der Höhe eine wunderschöne Aussicht nach der Stadt, den umliegenden Bergen und der Ebene, die sich unten in unabsehliche Ferne dehnt. Auch das auf einem Hügel nahe bey der Stadt liegende Kloster, S. Michele in Basca, hat eine ungemein schöne Lage.

Den 4ten dieses Monats, Nachmittags, verließsen wir Bologna. Das Wetter war so gelinde,

dafs wir den 5ten felbft in dem Gebirge mit dem Staub zu kämpfen hatten, und uns in der Folge auch in den höhern Gegenden nur Wind und Regen befchwerlich fielen. Der jenfeitige Abhang der Appenninen ift kahl und öde, und die Bäume find, aufser den Caftanien, faft alle verftümmelt. Wir kamen den 5ten Abends nach Cuvigliajo auf dem Rücken des Gebirges. Ich habe diefen ganzen Weg zu Pferde gemacht, und ritt den 6ten Morgens unter fürchterlichem Wind und Regen in einem Meer von Steinen, als eine dicke Wolke mich umhüllte, und mir eine lange Zeit den Anblick der nächften Gegenftände entzog. An dem Abhang fchwand fie endlich: da fah ich die reichen Gefilde von Toscana zu meinen Füfsen, ein weites Thal zwifchen mahlerifchen Bergketten, hier und da Städte und Dörfer, die Fluren durchwachfen mit Wein und Oel, und, was uns lange nicht vorgekommen war, Eichenwälder auf den Bergen. Noch denfelbigen Abend langten wir hier an.

Florenz liegt in einem weiten und fruchtbaren Thal zwischen zwey hohen Ketten der Appenninen. Der schiffbare Arno fliesst durch die Stadt, und eilt in grossen Windungen dem Meere zu. Nah umher sind lauter lachende Hügel, die theils mit Maulbeerbäumen und Päppeln, theils mit immer grünen Eichen und Oelbäumen prangen. Ueberall blicken schöne Landhäuser aus den Schatten hoher Cypressen hervor. Nach der endlosen Fläche der Lombardey war uns diese Gegend höchst erquickend. Das Laub der immer grünen Eichen ist sehr schön, und kommt dem Lorbeer nahe; nichts ist hingegen trauriger, als das fahle Grün des Oelbaums, den die Natur überhaupt in Ansehung seiner Bildung schlecht ausgestattet hat. Wiesen sind hier gar nicht, und das Vieh wird bloss mit trockener Kost, Laub und einigem Grase ernährt, welches an den Graben und andern kleinen Plätzen wächst. Alles Mastvieh kommt aus der Schweitz. Der jetzige Kayser

hat erſt angefangen, auf ſeinen Gütern Wieſen anzulegen und Viehzucht einzuführen; ein Beyſpiel, dem nun ſchon viele nachahmen. Seit dieſer Zeit fängt auch die ſonſt ſeltene Milch und Butter an gemeiner zu werden.

Unſere hieſige Wohnung iſt ſehr reizend; zu unſern Füſsen rauſcht der breite Arno, und über ihn hinaus ſieht man die beſchneiten Häupter der fernen Appenninen. Der ſchöne Weg, der zu beyden Seiten des Fluſſes fortläuft, iſt nebſt den vier hohen Brücken, die ſeine Ufer miteinander verbinden, immer voll von Menſchen, und beſonders Sonntag Vormittags der gewöhnliche Spazierplatz der Florentiner.

Die Stadt ſelbſt braucht ſich nicht mehr, wie zu den Zeiten Carls des Fünften, an Werktagen zu verſchleyern, und nur Sonntags zu zeigen. Die meiſten Straſsen ſind enge und krumm. Zwar giebt es eine groſse Menge regelmäſsiger,

tadelloser Gebäude; aber die felsenartige rustike Bauart, so schön sie bey grofsen Pallästen, wie hier die fürstliche Residenz, sich ausnimmt, fällt widrig auf, wenn man sie allgemein und auch bey gewöhnlichen Häusern antrifft. Diesen geben auch die meist kleinen halbrunden Fenster noch mehr ein finsteres Ansehen. Die schönen Hallen von Bologna vermifst man hier völlig; hingegen ist das Strafsenpflaster sehr bequem, und besteht aus lauter Quadersteinen. — Die Volksmenge, die zu den Zeiten der Republik 400,000 Seelen betragen haben soll, beläuft sich jetzt nur noch auf 74,000.

Der Dom ist, nach der Peterskirche in Rom und dem Mayländischen Dom, die gröfste Kirche in Italien, und ein edles Gebäude. Obgleich die Bauart gothisch ist, so herrschen doch Einfalt und Harmonie, und ein höheres Gefühl ergreift Euch bey dem Eintritt in diese Kirche, als bey dem Anblick des gröfsern Mayländischen

Doms. Sie wird von langen Reihen gewaltiger Säulen gestützt, und ist mit einer herrlichen Kuppel gekrönt. Schade, daſs die Glasscheiben bemahlt sind, welches den Hintergrund des Gebäudes sammt der Kuppel fast ganz verfinstert.

Dem Dom gegenüber ist das Battisterio, ein schöner runder Tempel, worin alle Kinder der Stadt getauft werden. Seine eherne Pforte ist mit Basreliefs von gröſster Schönheit geschmückt.

Am meisten wird Florenz durch die berühmten Werke alter und neuer Kunst verherrlicht, die man hier überall antrifft! Wir nuzzen fast jeden Augenblick, und müssen doch beynahe verzweifeln, auch nur das Merkwürdigste recht zu sehen. Die Groſsherzogliche Gallerie, diese in ihrer Art einzige Sammlung von Kunstwerken, ist in der Fabrica degli uffici, einem groſsen Gebäude an dem nördlichen Ufer des Arno, welches von seinem Erbauer, Cosmus dem

Ersten, zu den Versammlungen der Magistrats-personen und fürstlichen Collegien bestimmt ward. Es besteht aus zwey langen Flügeln, die nur in den obern Stockwerken durch Gänge mit einander zusammenhängen. Ein anderer langer Gang ruht auf einer Brücke über den Arno, und führt zu dem Grosherzoglichen Schloss. Unten sind hohe und räumliche Hallen, die immer mit Buden angefüllt sind. Die beyden untern Stockwerke dienen noch zu den Rathsversammlungen, und das dritte nimmt die Gallerie ein. Diese hat ihren ersten Ursprung Cosmo, dem sogenannten Vater des Vaterlandes, zu danken. Weit ansehnlicher ward sie unter dem folgenden Cosmo, und Ferdinand der Erste bestimmte ihr zuerst den westlichen grossen Gang nebst der neuerbaueten Tribune. Ferdinand der Zweyte, der schon ehemals, als Cardinal, weder Mühe noch Kosten gespart hatte, alles zusammen zu raffen, was sich nur von Werken der schönen Kunst in der Hauptstadt der Welt auftreiben liess, bereicherte

die Gallerie mit ſeiner ganzen Beute. Sein Geſchmack und liberaler Charakter verſammelte alles, was Geiſt und Anlage hatte, um ſeinen Thron. Er beſtimmte auch noch die beyden andern Gänge zur Gallerie, und verſchönerte ſie durch viele herrliche Stücke, die ſein unermüdeter Eifer von allen Seiten zu erhalten wuſste. Unter Coſmo dem Dritten kam die herrliche Sammlung des berühmten Cardinals Leopold von Medicis nach Florenz. Johann Gaſton, der letzte Groſsherzog aus dem Hauſe Medici, legte den Grund zu dem Cabinet der geſchnittenen Steine, ſo wie Kayſer Franz I. zu der Medaillen-Sammlung. Der jetzige Kayſer, Leopold II., lieſs endlich die für ſich allein ſchon unſchätzbare Antiken - Sammlung aus der Villa Medici in Rom nach Florenz bringen. Von ihm rührt auch die gegenwärtige vortreffliche Ordnung und Einrichtung der Gallerie her. Der Zutritt ſteht jedem einige Stunden des Tages hindurch offen, und den Auſſehern iſt ſogar das ſtrengſte Verbot

auferlegt, von den Fremden eine Erkenntlichkeit anzunehmen. Der Groſsherzog, welcher wuſste, wie beſchwerlich eine ſolche Auflage manchem Reiſenden ſeyn müſste, bewilligte jenen die Summe, worauf ſie ſelbſt die Trinkgelder anſchlugen. Dieſe Verordnung iſt an den Thüren angeſchlagen, und wird ſtrenge beobachtet.

Jetzt beſteht die Gallerie aus den drey groſſen Gängen und zwanzig Cabinetten. Mit welcher Luſt ich hier unter den herrlichen Werken, von deren Ruhm ganz Europa voll iſt, herumwandle, von der Mediceiſchen Venus zu der Niobe, dem Apollino, den Fechtern und unzähligen andern Wundern der Kunſt gehe, brauche ich Euch nicht zu ſagen, laſſe mich auch, meiner Gewohnheit nach, weder auf Regiſter noch auf einzelne Beſchreibungen ein. An Gemählden von dem erſten Range iſt die Gallerie minder reich, als die vortreffliche Sammlung in dem Groſsherzoglichen Reſidenzſchloſs Pallazzo Pitti. Auch in

einigen andern Pallästen und Kirchen der Stadt sind schöne Gemählde. Sehenswürdig ist die Kirche S. Croce, welche die Denkmäler von Galilei, Michel Angelo und Machiavelli enthält.

Das Museum ist reich und gut geordnet. Auch die Sternwarte ist sehenswürdig, und enthält eine grosse Menge trefflicher Werkzeuge.

Man kann es sich hier und in diesem ganzen Lande nicht oft genug wiederholen, wie nothwendig es ist, sich mit wenigem zu begnügen, um etwas eigen zu besitzen. Es ist sonst beynah unmöglich, sich nicht zu verwirren, und mit einem Chaos von Namen ohne Eine lebendige Vorstellung zurückzukehren. Wer allein auf das Vorzüglichste standhaft gerichtet bleibt, der wird von hier einen Schatz heimbringen, der in dieser Art wohl keinem andern verglichen werden kann. Ich war heute, als an dem letzten Tag unsers hiesigen Aufenthalts, noch einmal auf die

Gallerie gegangen, als der groſse Jupiters - Kopf, der ehemals zu Rom in der Villa Medici ſtand, heraufgebracht ward: ein ungeheurer Kopf, aber voll von einer ruhigen Würde in dem denkenden Auge, von einer Güte in dem Zuge des Mundes, und von einer Schönheit der Arbeit, die ſich nicht beſchreiben läſst. Woher kam doch den Alten dieſer Schwung in Geiſt und Aug und Hand; und wie geht es zu, daſs unſere neueren Künſtler bey den geprieſenſten Anſtalten nie dazu gelangen? Immer mit dem ängſtlichen Storchſchnabel in der Hand machen ſie die herrlichen Bilder der Alten zu niedlichen Puppen, und vergeſſen das Eine, was bey dem Künſtler noth iſt, um ihn zu erheben: eigene Vorſtellung und Natur. Wie tief auf dieſe Art die Kunſt neben den vollkommenſten Muſtern fallen könne, ſieht man an den ungeſtalten Pygmäen, wovon die Denkmäler aus Conſtantins und ſpätern Zeiten voll ſind. Verzeiht dieſe kleine Ausſchweifung dem Unkundigen; wer bey jedem Schritt verglei-

chen mufs, kann fich oft des Eifers unmöglich enthalten.

Meinen nächften Brief erhaltet Ihr aus Rom. Lebt wohl!

Fünfter Brief.

Rom, den 30ten December
1791.

Endlich! werdet Ihr ſagen; und endlich! rufe ich gern mit Euch; ſo herzlich hat mich nach dieſem Hier verlangt. Ich brauche Euch wohl nicht zu ſagen, daſs mich jedesmal ein eignes Gefühl ergreiſt, wenn ich denke, daſs ich mit dieſem meinen Hier die Stadt ſehe, auf die 6 Jahrhunderte lang die Blicke der ganzen Welt gerichtet waren; wahrhaft gegenwärtig bin der Stätte, athme, lebe, wo ſo viele Thaten geſchahen, ſo viele Menſchen auftraten, die noch heute, nach Jahrtauſenden, in Jedermanns Munde, und der

gemeine Maaſsſtab unſerer Bewunderung und unſeres Abſcheus ſind. Oft, wenn ich auf den Straſſen gehe, verſenkt mich dieſer Gedanke in tiefes Träumen; ich trete feſter auf, und ſage zu mir ſelbſt: hier! — oder dort! — bis ein zarter Abbate, vielleicht aus dem Blute der Fabier oder Scipionen, ſich an mir ſtöſst, und mich durch ein höfliches, Scuſate! aus dem Traume weckt. Ich frage dann noch einmal: hier? und gehe ſinnend weiter. — Doch jetzt etwas von unſerer Wanderſchaft.

Wir waren über die Art, wie wir von Florenz nach Rom reiſen ſollten, lange unentſchieden geweſen. Vor dem Landwege hatte uns immer gegrauet, und zwar, wie ſich in der Folge gezeigt hat, nicht ohne Grund. Die Seereiſe hat ſowohl der Ungewiſsheit des Windes, als der vielen Inſeln und Klippen wegen, die in dieſer Gegend ſind, nicht weniger Schwierigkeiten. Piſa reizte uns indeſſen ſo ſehr, daſs

unſer väterlicher Führer ſich endlich entſchloſs, zuerſt dahin zu gehen.

Wir verlieſsen Florenz den 17ten Morgens. Der Arno begleitet den Weg von einer Stadt zu der andern, und macht ihn zu einem der reizendſten in Italien. Zu beyden Seiten erſtrecken ſich Arme der Appenninen, deren höchſte Gipfel jetzt mit Schnee bedeckt waren. Die Thäler ſind zum Erſtaunen angebaut, und die Landſtraſse vortreſſlich. Bald fährt man hart an den Ufern des Fluſſes, und dann wieder auf mäſsigen Höhen. Auf den Spitzen der Berge ſtehen hin und wieder mahleriſche Trümmer von alten Schlöſſern und Feſten, und unten dehnt ſich das reiche Thal mit dem herrlichen Strom, und einer Menge kleiner Städte, Flecken und Dörfer. Das dunkle Grün der Fören, Winter-Eichen und Cypreſſen miſcht ſich unter das hellere der aufkeimenden Saat, und überall ketten ſich freundliche Reben zwiſchen den Reihen der

Ulmen, welche die Felder beſchatten. Es war ein Meiſterſtück unſers Guido, daſs wir den ganzen Weg, von etwa 17 Stunden, in einem Tage abmachten; auch langten wir erſt bey finſterer Nacht an, und ſahen nur ſo viel, daſs wir uns nicht in der beſten Herberge Italiens befanden.

Piſa rühmt ſich, eine Colonie jenes alten Elidiſchen Piſa zu ſeyn, dem die Olympiſchen Spiele einen ſo groſsen Namen gemacht haben. Lange vorher ſchon ſoll hier eine Stadt der Ligurer geweſen ſeyn. Gewiſs war ſie viele Jahre vor der Erbauung Roms in den Händen der Etrusker. Späterhin eine Römiſche Colonie, erreichte ſie in dem mittlern Zeitalter den höchſten Gipfel ihrer Gröſse, und war Jahrhunderte hindurch eine der mächtigſten Republiken Italiens. Sie beherrſchte ein anſehnliches Gebiet auf dem feſten Lande, die Inſeln Sardinien, Corſica und Majorca, und entriſs den Sara-

cenen Palermo und Carthago. Einem Könige von Jerufalem fchickte fie allein 40 Schiffe zu Hülfe. Diefe ganze fürchterliche Macht brach ein langwieriger Krieg mit den Genuefern; fchon 1390 mufste fie fich dem Herzog Johann Galeazzo Vifconti von Mayland in die Arme werfen, und 1406 machten die Florentiner fie fich völlig unterwürfig.

Mit der Freyheit hat fie ihren ganzen Wohlftand verloren. Die angefehenften Familien, in denen der Hafs der Dienftbarkeit die Liebe der Heimath überwog, flüchteten nach Genua, wo fie mit offenen Armen aufgenommen wurden. Der ganze blühende Handel zog fich nach Livorno, und von 150,000 Einwohnern, die zu der Zeit der Republik hier waren, find jetzt kaum noch 20,000 vorhanden, denen die hier wohnenden Ritter des Tofcanifchen Stephansordens, die Univerfität, die Nachbarfchaft der warmen Bäder, und der Winteraufenthalt

des Hofes ka m hinlängliche Nahrung geben. So wenig ſind auch die geprieſenſten Anſtalten der Fürſten im Stande, den Verluſt der Freyheit zu erſetzen. Wie merkwürdig für uns der Anblick einer Stadt war, die von den älteſten Zeiten her ſo mannichfaltige Wendungen des Schickſals erfahren hat, brauche ich Euch nicht zu ſagen.

Piſa liegt, gleich Florenz, zu beyden Seiten des Arno, die durch drey ſchöne Brücken miteinander verbunden werden. Das breite und flache Thal erhebt ſich unmerklich gegen die Appenninen, ſo wie es ſich auf der andern Seite immer ſumpſiger hinabſenkt bis an das Meer, welches hier beſtändig neues Land anſetzt. Vielleicht lieſse ſich aus dieſem Umſtande mit groſser Wahrſcheinlichkeit darthun, daſs die Stadt ehemals an der Mündung des Arno gelegen habe, wovon ſie jetzt mehr als 15 Italiäniſche Meilen (5½ Stunde) entfernt iſt. Auf einer geringen Höhe hat man eine der weiteſten

Aussichten. Hier dehnen sich die Appenninen von Piombino und Volterra, dort erscheinen die weitläufigen Gebäude der berühmten warmen Bäder unter den Luccasischen Gebirgen; weiterhin die Marmorfelsen von Carrara, und die hohen beschneiten Gipfel des Genuesischen Gebiets. Den Hintergrund machen die Thürme von Livorno und das weite Meer, woraus die bergichten Inseln Gorgona und Elba emporsteigen. Bey heiterm Wetter soll man sogar die Berge von Sardinien und Corsica entdecken. Die Stadt ist von mäfsiger Gröfse und durchgängig gut gebaut; aber schrecklich öde ist sie wirklich, und das Gras wächst auf den Strafsen. — Der hohe und geräumige Kay zu beyden Seiten des Arno ist der schönste Theil von Pisa, und überall mit ansehnlichen Gebäuden besetzt. Die Breite des Flusses gewährt zu beyden Seiten eine schöne Aussicht in das Freye. An dem untersten Ende der Stadt, nah an den Mauern, steht ein altes Gefängnifs; ein bemoofster Thurm von modern-

den Steinen erhebt sich über das Gebäude, dessen schwarze Mauern sich in die Fluthen des rauschenden Arno senken. Grade als wir vorbeygingen, kam der Wärter heraus und schloss die Thüre. Ich hörte den dumpfen Wiederhall durch die dicken Mauern des Kerkers, und es war mir, als fiele der Schlüssel in den Arno. Ist es nicht Schade, dass dieses Gefängniss nicht Ugolino's berüchtigter Hungerthurm ist? Obgleich das Andenken dieser schrecklichen Geschichte noch in Pisa lebt, so waren doch die Leute, mit denen wir sprachen, auch nicht einmal über die Stelle einig, wo der Thurm gestanden hatte. Ich habe indessen, in Ermangelung eines andern, diesen dafür angenommen, so sehr man mich auch von der Unrichtigkeit meiner Meinung zu überführen suchte.

Das meiste Leben in der Stadt vereinigt sich um die mittlere Brücke, die aus dem schönen Marmor des Landes erbaut ist. — Hier steht

auch die ehemalige Börse, eine schöne räumliche Halle, die jetzt nur noch zum Spatzierplatz dient, und der Grosherzogliche Pallast. Die Cathedralkirche ist ein grosses Gothisches Gebäude, und ihre vorzüglichste Merkwürdigkeit der berühmte hängende Thurm, der auf allen Physicalischen und Mathematischen Lehrstühlen erklärt wird, und so schief steht, dass ein von der Zinne gefälltes Senkbley auf 15 Fuss von der Mauer fällt. Man bewundert gewöhnlich den erfindungsreichen Geist und mathematischen Kopf des Künstlers, der, den Professoren der Physik und Mathesis zu gefallen, ein so herrliches Exempel zu der Lehre von dem Schwerpunct hingestellt hat. Hier vermuthet man vielmehr, dass der Thurm auf der einen Seite gesunken sey, und ich glaube, dass man ihn kaum mit Ueberlegung ansehen kann, ohne dieser Meinung beyzufallen. Nahe dabey ist der Campo Santo, ein grosses längliches Viereck, das mit einer schönen Halle umgeben ist. Hier wurden ehmals

alle Todte der Stadt begraben, und hier ist auch das Denkmal, welches der verstorbene König von Preussen dem berühmten Algarotti hat setzen lassen. Die Universitäts-Gebäude sind in gutem Stande, und die Sternwarte enthält einen ziemlichen Vorrath von guten Werkzeugen.

Das hiesige Clima ist eines der mildesten in Italien. So wie wir aus dem Hause gingen, wehte ein gelinder Lebensduft uns entgegen, und das Thermometer stand den ganzen Tag über auf 12 Grad; eine Temperatur, die wir auch in den spätern Frühlings-Monaten sehr angenehm finden. Wir besuchten den botanischen Garten, der sehr groß und der älteste in Italien ist: die Vegetation geht unter diesem paradisischen Himmelsstrich immer ununterbrochen fort, und man kann sich des Gedankens an die Gärten des Alcinous hier kaum erwehren. Alonen und Yucka stehen in freyer Luft;

bald sieht man eine Staude ganz mit Blüthen bedeckt, und bald aus einem Gewölbe von Pomeranzen- und Citronenbäumen die reife, goldene Frucht in dichten Haufen herabhängen. Uns zog ein kleiner Lorbeerwald an die Seite des Gartens; wir gingen unter den dunkeln Schatten, und glaubten, in einem Hayn des Apolls zu seyn, so mächtig rauschte ein lebenduftender Zephyr durch die dichten Kronen. Rosen, Nelken und Hyacinthen bot man uns in grosser Menge feil. Den Winter kennt man hier nur dem Namen nach; im Sommer machen die Sümpfe, welche Pisa umgeben, die Luft ungesund, und der vermögendste Theil der Einwohner pflegt deswegen diese Jahreszeit in Florenz zuzubringen. Und jetzt auch genug von Pisa. Da ich mir vorstelle, wie Ihr jenseits der Gebirge gegenwärtig frieren müsst, so habe ich geglaubt, Euch nicht zu lange in diesem himmlischen Clima aufhalten zu können.

Den 19ten Morgens um 4 Uhr mufsten wir fchon wieder von Pifa aufbrechen, weil wir voraussahen, dafs wir doch nur mit genauer Noth vor den Feyertagen hier ankommen würden. Dieser Weg war einer der befchwerlichften und unangenehmften auf unferer ganzen Reife. Aus Pifa begleitete uns fchon ein dichter Staubregen, der bis den Mittag währte, und auch meinen dikken Paul Jones nicht genug achtete. Wir mufsten bis auf den halben Weg wieder nach Florenz zurückkehren, und freuten uns, des fchlimmen Wetters ungeachtet, der fchönen Lorbeeren, die hin und wieder in den Wallhecken an dem Weg zerftreut ftanden, und auf dem Hinwege, in der Dunkelheit, von uns unbemerkt geblieben waren. Nachmittags fchlugen wir einen Nebenweg in ein breites, durch fchöne Berge begränztes Thal ein, übernachteten in einem elenden Wirthshaufe, und erreichten den andern Morgen bey dem Städtchen Poggi bonzio die Römifche Hauptftrafse wieder. Das Wetter war etwas beffer geworden,

und lichte Wolken begränzten das nahe Gebirge. Bald ward auch die Gegend lachender. Zwischen schönen Eichen und Castanien gelangten wir in ein grosses Becken, umgeben von hohen Bergen, die mit grünenden Wintereichen und andern Bäumen bedeckt waren; eine wahre Augenweide für uns, die auch unter diesem herrlichen Himmelsstrich des lieben Vaterlandes nicht vergessen, und mitten in den üppigsten Fruchtgefilden von Toscana und der Lombardey über den Anblick einer schönen Eiche hoch erfreut sind. Wir langten den Mittag gegen zwey Uhr in Siena an. Diese Stadt, erst, unter August, eine Römische Colonie, und, seit dem 13ten Jahrhundert, auch eine der mächtigsten Republicken Italiens, hat es ihren innerlichen Zwistigkeiten zu danken, dass sich Carl der Fünfte ihrer bemächtigte, dessen Sohn sie Cosmus, dem ersten Grosherzog von Toscana, überliess. Sie liegt auf einer ansehnlichen Höhe, und übersieht den grössten Theil ihres obern Gebiets. Einen Schatten der alten

Freyheit hat ſie darin noch erhalten, daſs ſie ihre eigene Regierung hat, und ſich ſelbſt ihren Rath wählt, dem aber keine groſse Geſchäfte überlaſſen werden. Dieſes und der Sommeraufenthalt eines zahlreichen Adels, nebſt einigem Handlungsverkehr, erhalten hier die, wiewohl ſchwache, Bevölkerung von etwa 15 — 16,000 Seelen. Die Stadt hat mehrentheils enge Straſsen, die mit Ziegelſteinen gepflaſtert ſind, lauter hohe, zum Theil ſchöne Häuſer, und einen groſsen Marktplatz, der die ſonderbare Geſtalt einer Muſchel hat, und ſich auch gegen die Mitte ſo vertieft. Der Dom iſt, wie die meiſten Italiäniſchen Cathedralkirchen, von Gothiſcher Bauart; vorn mit einer ungeheuren Menge von Zierrathen überladen, und, was den ſonderbaren Geſchmack des mittlern Zeitalters am meiſten bezeichnet: der weiſse Marmor iſt immer mit Reihen von einem ſchwarzen Stein untermiſcht. Das Sehenswürdigſte bey dieſer groſsen Kirche iſt ein Theil des Fuſsbodens, der mit moſaiſcher Arbeit

eingelegt ist, und manche Gemählde der hiesigen Schule. Einige, zum Theil von Raphael gezeichnete, Frescos, und ein alter Grupp der 3 Grazien, der nicht ergänzt ist, und in einem schlechten Lichte steht, sind in der Bibliothek, die zu der Kirche gehört.

Wir mussten den 21ten schon um 2 Uhr Morgens Siena verlassen. Mit dem anbrechenden Tage fanden wir uns in einer öden und traurigen Gegend; die nur im Contrast der Erinnerung an die jenseitige Lage, die uns ankommend so entzückt hatte, desto widriger auffiel. Hier thürmen sich kahle und unfruchtbare Kalkfelsen übereinander, und selten erblickt man ein Merkmal lebendiger Natur. Dabey verfolgte uns ein unaufhörlicher Regen, der uns Alles noch mehr in einem finstern Lichte zeigte. Wir waren den Mittag in einem elenden Wirthshause hinter dem Städtchen S. Guirico eben damit beschäftigt, uns und unsere Kleidung ein wenig zu trocknen, als unser

Guido uns anzeigte, daſs er hier zwey andere Pferde vorſpannen würde, um unſer Nachtlager deſto früher zu erreichen, und daſs N — und ich wohl thun würden, auf den ſeinigen vorabzureiten, damit der Prinz Poniatovsky, der uns mit Poſt nachreiſete, alle Zimmer des Wirthshauſes nicht allein beſetzen möchte. Wir ſaſsen alſo in gutem Glauben auf. Wenn einer von Euch jemals bey dem elendeſten Wetter auf einem ermüdeten Pferde geritten iſt, ſo zürne er jetzt nicht über meine Umſtändlichkeit. Sturm und Regen wurden mit dem Abend heftiger, die Gegend wüſter und kahler, und zu dem Allen hatten wir noch den Verdruſs, uns von dem erſten Wagen des Prinzen erreicht zu ſehen, ohne daſs es uns möglich geweſen wäre, den mindeſten Vortheil über ihn zu gewinnen, bis uns endlich ein Poſtwechſel etwas Luft machte. Als die Nacht einbrach, kamen wir in ein verlaſſenes ſteinichtes Thal zwiſchen nackten Kalkfelſen, und nirgend zeigte ſich eine Spur von Bewohnung.

Ein wilder Regenbach ſtürzte ſich durch die Tiefe, durchkreuzte alle Augenblicke den Weg, und nöthigte uns durchzureiten, ohne daſs wir wiſſen konnten, ob der ſchnelle Anwuchs des Waſſers uns nicht auf beyden Seiten von dem Wege abſchneiden würde. — Der Strom rauſchte immer fürchterlicher; keine Hütte lieſs ſich entdecken, keine menſchliche Stimme ſich vernehmen. Die Finſterniſs nahm mit jedem Augenblick zu, und nur dann und wann erſchien in einem hellen Blitz die ſchrecklich öde Gegend, um gleich darauf wieder in grauſer Nacht zu verſchwinden. Endlich erreichten wir den Fuſs des Berges, auf dem die Station liegen muſste, und um nur fortzukommen, ergriffen wir das Mittel, unſere müden Pferde den noch übrigen Theil des Weges, von etwa anderthalb Stunden, hinaufzuziehen. Es gelang uns auch endlich, die Station noch eben vor dem gefürchteten Wagen zu erreichen; aber deſto gröſser war unſer Verdruſs, als wir hören muſsten, daſs ein Courier ſchon alle

Zimmer des Gasthofes bestellt habe. In einer elenden Herberge vor Radicofani, so hiefs das Bergstädtchen, fanden wir für uns und unsere ganze Reisegesellschaft nur zwey rauchige Dachstübchen. Ganz durchnetzt und durchstürmt singen wir indessen schon an, uns bey dem leuchtenden Camin und einem Glase Monte pulciano über alle Unfälle des Tages zu trösten, und uns des niedrigen Daches zu freuen, das uns bedeckte; da aber nach zwey Stunden unsere Reisegefährten noch nicht kamen, wurden wir ihretwegen besorgt. Wirklich blieben sie aus. Wir sannen über alle Abentheuer unseres mühsam zurückgelegten Weges nach, und brachten hierauf eine Nacht zu, die noch viel schlimmer war, als der vorige Tag. Denkt Euch unsere Freude, als mit Tages Anbruch die Genuesische Post uns die Nachricht brachte, dafs die Unsrigen wohlbehalten in einem schlechten Wirthshause jenseits des Wassers übernachtet hätten; unsern Jubel; da sie selbst anlangten, und wir zugleich von unsern Sorgen und

aus dieſer Wildniſs befreyt wurden. Den Mittag erreichten wir bey Ponte Centino die Gränze von Toscana, und kamen in eine neue Welt. Ein kleiner Fluſs, der uns ſchon darum lieb war, weil er dem Tiber zueilte, zeigte uns den Eingang eines räumlichen Thals: rechts und links waren die Berge mit ſchönen Wäldern bedeckt; und auf einer Anhöhe lag das Städtchen Acqua pendente mitten unter Felſen, die zwiſchen grünen Winter - Eichen hervorbrechen. Unten prangten herrliche Saatgefilde zu beyden Seiten des Fluſſes. Ein ſchönes neues Stadtthor erregte groſse Erwartungen in uns, und noch mehr eine prächtige Inſchrift mit groſsen Buchſtaben, die wir von weitem entdeckten. Weil es ſchon dämmerte, buchſtabirten wir mit groſser Mühe: Portae dilapſae reſtauratio ne diutius deſideraretur, haec nova exſtructa eſt. *)

---

*) *Damit nach der Wiederherſtellung eines ver-*

Wir mufsten über diefe Probe des Acquapendentifchen Witzes herzlich lachen, und fuhren durch die Stadt, deren inneres Anfehen mit der äufsern Pracht ihres Thores übel zufammenftimmte. Die Nacht blieben wir in dem neuerbauten Flecken San Lorenzo nuovo, und hätten in dem guten Wirthshaufe gerne einmal von allen unfern Befchwerden ausgeruht. Allein unfer Guido liefs fich darauf nicht ein, fondern blies fchon um 3 Uhr Morgens zum Aufbruch. Unfer Weg führte uns hinabwärts an den alten Lacus Vulfcius, jetzt Lago di Bolfena. Es fing grade an, zu dämmern, der Mond in feinen letzten Tagen glänzte niedrig an dem Himmel, und warf einen fchwachen Schimmer auf die Mauern des Städtchens Bolfena, welches dem See feinen Namen giebt. Der

---

fallenen Thores nicht länger verlangt werden möchte, ift diefes neu erbaut worden.

Morgenſtern blitzte herrlich durch den Schimmer des werdenden Tages, kleine Wellen ſpülten ſanft an dem Ufer, und mitten aus dem Waſſer erhoben ſich zwey ſchroffe Klippen und eine ſchöne Inſel, die mit einem Landhauſe und Bäumen bedeckt war. Auf den Hügeln des Geſtades zeigte ſich hier ein dichter Eichenwald, der unter dieſem ſanften Himmelsſtrich noch faſt durchaus mit ſeinem herbſtlichen Grün prangte, und dort in einer weitern Fläche ſchöne Fruchtgefilde und Flecken und Dörfer. Wir dachten an die Schweitz, und beſonders an unſern lieben Bieler - See, deſſen Bild hier ſo manches in uns erneute. „Der Bieler - See!" riefen wir faſt alle zugleich, „und dort die Petersinſel!" So ward der ſchöne See uns doppelt lieb. O, der ſüſsen Wonne der Erinnerung, und des Zaubers in ihr, der jedes, unſern ſchönſten Genuſs oftmals trübendes, Wölkchen, zertheilt, um das groſse Bild in reinem Glanze vor uns erſcheinen zu laſſen!

Auf der Höhe eines Berges, dessen Abhang steil in das Gewässer hinabstürzt, liegt das Städtchen Monte Fiascone. Eine herrliche Aussicht, die sich über den See und die ganze umliegende Gegend erstreckt, hat diesen Ort nicht so berühmt gemacht, als sein guter Muscateller, worin ein reisender Abt, den Lästerzungen für einen Deutschen ausgeben, sich vor Jahrhunderten einmal ertrunken haben soll. Kraft eines Vermächtnisses, das, wie man sagt, der ehrwürdige Herr selbst vor seinem Tode gestiftet hat, wurden ehemals auf seinen Grabstein, dessen vollständige Beschreibung Ihr in Euerm Büsching nachlesen könnt, jährlich 4 Tonnen des hiesigen Weines ausgegossen. Der jetzige Cardinal-Bischof hat das Vermächtniss eingezogen, und zu milden Gaben bestimmt: gewiss eine grosse Wohlthat für den Verstorbenen selbst, dessen Begleitung von jährlich bekräftigten Haarbeuteln an jenem Tage schon gross genug seyn wird.

Von Monte Fiascone kommt man herab in ein breites und ebenes Thal. Hier liegt, an dem Fuſse eines waldichten Berges, Viterbo, eine der beträchtlichſten Städte des Päbſtlichen Staats, und die wichtigſte Erwerbung der Römiſchen Kirche aus der berühmten Mathildiſchen Schenkung. Die Stadt iſt nicht ſchön, hat aber doch hie und da gute Häuſer, und eine Bevölkerung von 10,000 Menſchen, die ſich meiſtentheils von Gewerbe und Handel, beſonders in Eiſenwaaren ernähren. Der Körper der h. Roſa, der hier aufbewahrt wird, gehört zu den ſeltenen Dingen, die unſerm ehrlichen Guido, auſser Wirthshäuſern und Landſtraſsen, auf ſeinen Reiſen aufgefallen waren. Ob ſie ſeine Schutzheilige war, weiſs ich nicht; genug, daſs er uns von Genf bis hieher wohl hundertmahl geſagt hatte: Quando paſſaremo a Viterbo, vedrete ſanta Roſa, coſa maraviglioſa. *) Ihr ſtellt Euch

*) *Wenn wir nach Viterbo kommen, ſollt Ihr die heilige Roſa ſehen, ein Wunderding!*

leicht vor, daſs wir nicht umhin konnten, ihn zu ſeiner Heiligen zu begleiten.

Ich habe in dieſen Gegenden nichts merkwürdiger gefunden, als die Saatfelder. So viel ich auch immer von der Vernachläſſigung des Landbaues in dem Kirchenſtaate gehört und geleſen hatte, ſo war ich doch weit entfernt, auch nur an das Daſeyn ſolcher Aecker zu glauben, als ich dieſen Nachmittag an dem Abhange des Berges hinter der Stadt erblickte. Von ordentlicher Eintheilung und Abwäſſerung möchte immer nicht die Rede ſeyn; aber es war oft ſogar unmöglich, nur die beſtellten und unbeſtellten Ländereyen von einander zu unterſcheiden. Beyde ſind mit trefflichem Genſter gleich bedeckt, bloſs mit dem Unterſchiede, daſs er auf den beſtellten Feldern etwa einen Fuſs hoch über der Erde abgeſchnitten wird. Die ganze Oberfläche des Berges gleicht einem Meere von dieſem Kraut, und dazwiſchen wächſt herrliches

Gras: ein unverwerfliches Zeugnifs wider die Einwohner oder die Verfaffung des Landes. *) Wir waren es fchon diefen Morgen gewohnt worden, die gröfsten Flächen brach liegen zu fehen. Hier fchien nur an einigen Orten Etwas Korn zwifchen den Genfter hineingefäet zu feyn. Ein folches Anfehen hat jetzt diefer Theil des alten Etruriens, eines Landes, deffen Anbau dem ganzen Italien ehemals zum Mufter diente. Wer es doch den guten Alten vorausgefagt hätte, dafs nach zweytaufend Jahren ihre herrlichen Felder nur ein Kraut nähren würden, welches fogar feinen einzigen mir bekannten Zweck **) der phyfifchen und moralifchen Rei-

*) *Ich mufs hier die Anmerkung nachtragen, dafs wir nur in diefer Provinz des Kirchenftaats den Ackerbau in einem fo hohen Grade vernachläffigt gefunden haben.*

**) *Zu Befem und Ruthen.*

nigung bey ihren Nachkommen in keinem allzuhohen Grade erreicht zu haben ſcheint. Unſer Fuhrmann hatte in Viterbo wieder andere Pferde vorgeſpannt, und um nur fortzukommen, hatten N— und ich uns auch noch einmal auf ſeine müden Pferde laden laſſen. Ich griff mich indeſſen wenig an, und N— bewunderte das heroiſche Phlegma, womit ich die Trägheit meines Thieres duldete, und nur zuweilen erwachte, um unſern Guido, ſo oft er uns ein Andate avanti (Voran!) zurief, mit Wort und That ad abſurdum zu führen. Wir langten ſpät in dem Städtchen Ronciglione an, und lieſsen es uns gern gefallen, den andern Morgen noch einmal um 4 Uhr aufzubrechen, weil doch endlich das Ziel unſerer Beſchwerden nahe zu ſeyn ſchien. Wir waren grade ad viceſimum ſextum ab urbe lapidem *) gekommen, als der Tag anbrach,

*) *Zu dem ſechs und zwanzigſten Meilenſtein von der Stadt.*

und wir hieſsen ihn willkommen, dieſen ſchönen Weyhnachtabend, der uns Rom zeigen ſollte. Die Gegend war wüſt, wie die geſtrige; beſſer aber der Anbau der wenigen Aecker, an denen wir vorbeyfuhren. Wie unangenehm es uns war, grade heute mit unſern müden Pferden langſamer wie jemals fahren zu müſſen, könnt Ihr Euch vorſtellen. N — lief mit mir voraus, um den 15ten Meilenſtein zu erreichen, bey dem man, wie unſer Guido uns ſagte, Rom ſollte ſehen können; allein ein dicker Nebel mit Regen vereitelte unſere Mühe. Endlich waren wir in Storta, die letzte Station, und wir lieſſen Poſtpferde vorſpannen. Jetzt flogen die Meilenſteine, einer nach dem andern, an uns vorüber, die Sonne brach durch die Wolken, und wir erreichten die Spitze des Hügels. Da lag es dann vor unſern Augen, das ſtolze Rom, mit ſeinen Kuppeln und Thürmen, und den Trümmern ſeiner alten Herrlichkeit. Wir ſtritten lange mit einander, um die Peterskirche zu

entdecken, bis endlich ihre herrliche Kuppel noch hinter dem Hügel hervortrat, und die andern alle ſich neigten und verſchwanden, und ganz Rom wie eine niedere Birkenwaldung unter der hohen Eiche erſchien. Rechts Fraſcati (Tuſculum) auf ſeinen ſchönen Hügeln, bedeckt mit herrlichen Landhäuſern und Bäumen, und in der Ferne der beſchneite Appennin: jedes und alles gab einen Eindruck, wie man ihn nur Einmal in ſeinem Leben hat. Als wir nun vollends hinunterkamen, und über den Ponte molle (Pons Aemilius) fuhren, und der Tiber mit gleicher ſtiller Würde unter uns herfloſs, als trüge er noch die Wiege der Zwillingsbrüder: da ging mir das Herz über, und ich wuſste mich des lauten Jubels kaum zu enthalten. Durch eine lange Straſse gelangt man zu der Porta del Popolo, und ſtöſst gleich auf den Platz dieſes Namens, in deſſen Mitte der herrliche Obeliſk des Auguſts ſteht. Eine breite Straſse führt von dort auf die Piazza di Spagna, den

Wohnplatz der meisten Fremden, in dessen Nachbarschaft auch wir uns einmietheten. — Lebt wohl!

Sechster Brief.

Rom, den 20ten Januar
1792.

Wir ſind ſchon vier Wochen hier, und ſo oft ich die Feder in die Hand genommen habe, um Euch, meiner Gewohnheit nach, Etwas von unſerm Lebenslauf zu erzählen, ſo oft hat ſie mir ihre Dienſte verſagt. Ich tröſte mich damit, daſs unſer Vater St— Euch in der Folge ſein Tagebuch mittheilen, und Euch über alles, und auf eine Weiſe Genüge thun wird, wie ich es nicht vermag. Ich bin ja, das wiſst Ihr, nicht ſattſam eingeweihet in die Geheimniſſe der Alterthümer und der Kunſtwerke, um Euch befriedigende

Darstellungen davon zu liefern. Meine Briefe sind der Erguss meiner Empfindungen und die Mittheilung meines Genusses, hieran müsse Euch genügen, und o! dass ich nur Eine Wanderung hier mit Euch machen könnte, Ihr würdet Euch bald überzeugen, dass Rom sich nicht beschreiben lasse.

Viele Hauptstädte Europens sind glänzender, aber gewiss ist Keine so anziehend, als diese. Keine breite, durchaus prächtige Hauptstrassen, kein Gewühl des Handels und der Ueppigkeit, kein Palais Royal; aber auf jeder Strasse, auf jeder Stelle fast Reiz und Genuss für Auge und Geist. Hier zieht Euch eine Kirche an; Ihr geht hinein, und selten geschieht es, dass nicht erhabene Baukunst oder doch ein schönes Bild Eure Mühe lohnt. Dort bewundert Ihr den reinen Geschmack und die einfache Grösse der Architectur eines Pallasts. Er steht Euch offen, und Ihr ruht in Gallerien mitten unter den Meisterwerken der

berühmtesten Mahler, unter Bildsäulen, Sarkophagen, Urnen und andern sehenswürdigen Resten des Alterthums. Auf jenem Platze staunt Ihr vor einem Egyptischen Obelisk, einer gewaltigen Säule, einem herrlichen Springbrunnen. Dann seht Ihr Euch auf einmal wieder zwischen den Trümmern des alten Roms, baut mit Romulus den Tempel des Jupiter Stators auf, vertreibt mit Camillus die Feinde von dem Capitol, fahrt mit Titus durch seinen Triumphbogen. In und vor der Stadt ziehen Euch die Gärten der Grofsen an, die in ganz Italien nur hier verdienen schön genannt zu werden. Kurz, unzählige Arten des Reizes vereinigen sich, um Euch das Geständnifs abzuzwingen, dafs Rom noch immer die sehenswürdigste Stadt der Erde sey.

Die Mauer, welche Aurelian in dem 3ten Jahrhundert um die Stadt zog, steht noch, sie hat also auch noch denselben Umfang, wie damals; aber der gröfste Theil des alten Roms liegt

in Schutt und Trümmern. Weitläufige Klöster und Gärten füllen die Stellen aus, die man zum Anbau tauglich gefunden hat; andere liegen noch gerade so da, wie die Barbaren sie verlassen haben: ein grosses Bild menschlicher Ohnmacht gegen den Strom der Zeit und das Schicksal unsers Geschlechts.

Der glänzendste Theil des neuen Roms ist das alte Marsfeld. Dort und in den Tibergegenden häuft sich auch fast die ganze Volksmenge von etwa 180,000 Seelen. Der Strom theilt, wie vor Alters, die Stadt in zwey sehr ungleiche Theile. Auf dem linken Ufer liegt das grosse eigentliche Rom, und auf dem rechten Trastevere, welches sich an den alten Janiculus lehnt. Dieser Theil der Stadt ist gering, wird im Durchschnitt von dem niedrigsten Pöbel bewohnt, und enthält fast nur an dem obersten Ende ansehnliche Gebäude; aber unter diesen ist die Peterskirche und der Vatican. Da der Tag nach unserer Ankunft

der erſte Weyhnachtstag war, und der Pabſt ſelbſt in der Peterskirche die hohe Meſſe las, ſo gingen auch wir dahin, um dieſer Feyerlichkeit beyzuwohnen. Ich habe Euch in meinem vorigen Briefe geſagt, welchen Eindruck der Anblick der bloſsen Kuppel vor unſerm Eintritt in Rom auf mich gemacht hat. Mit der Kirche ſelbſt begegnete mir eben das, was ich ſchon von mehrern hatte ſagen hören: der erſte Eindruck war unter meiner Erwartung. Dieſes iſt die Wirkung der erſtaunlichen Harmonie, die unter allen Theilen dieſes gewaltigen Baues herrſcht, und keinen ſo hervorſtechen läſst, daſs er zu einem Maaſsſtabe dienen könnte, die Gröſse des Ganzen darnach zu beurtheilen. Nur als ich ſchon in der Kirche war, fiel es mir auf, an einem ſo hohen Feſttage einen ſo geringen Haufen von Menſchen um den Hochaltar verſammelt zu ſehen, und daſs ich ſo lange gehen muſste, um zu dem Gedränge zu gelangen. Doch fand ich hier nicht weniger als den Pabſt mit ſeinem ganzen Gefolge, alle Car-

dinäle, einen grofsen Theil des Römischen Adels, die Menge der anwesenden Fremden, und mehr des übrigen Volks, als eine gewöhnliche Kirche hätte faſſen können. Jetzt erſt nahm ich nach und nach die Gröſse dieſes Erſten aller Chriſtlichen Tempel wahr, und verſank bey jeder Betrachtung in neues Staunen. So geht es mir noch, ſo oft ich hineintrete: jedesmal ſcheint er mir gröſser und herrlicher geworden zu ſeyn. Hallen, die auf einer vierfachen Reihe Doriſcher Säulen ruhen, begränzen den grofsen runden Vorplatz. Ein hoher Obeliſk ſteht in der Mitte, und zwey herrliche Springbrunnen ergieſsen ſich zu beyden Seiten. An der grofsen Treppe laufen bedeckte Gänge hinauf, und endigen vor dem Eingang der Kirche in einer grofsen und prächtigen Halle, die von acht Corinthiſchen Säulen geſtützt wird. Die Kirche ſelbſt hat die Geſtalt eines Kreutzes, in deſſen Mitte die Kuppel, wie ein eigener Tempel, auf vier Pfeilern ruht: ein Bau, deſſen Kühnheit nicht genug bewundert werden kann. Grade

unter der Kuppel steht der Hochaltar, und vor ihm steigt man in das Gewölbe hinab, wo die Gebeine der Apostel ruhen sollen, und beständig mehrere Hundert Lampen brennen. Zwey Reihen gewaltiger Pfeiler theilen die Kirche in 3 Schiffe ab. Ueber den Nebenschiffen sind sechs kleine Kuppeln gewölbt, die für sich allein sehr groſs und hoch scheinen würden, hier aber nicht anders anzusehen sind, als niederes Gebüsch unter der hohen Eiche.

So viel über den Grundriſs des Gebäudes. Eine Beschreibung der einzelnen Theile würde von meiner Hand wenigstens nur Stückwerk und ein eitles Bestreben seyn. Nichts also von der Stukatur und Bildnerey an dem Gewölbe, den Pfeilern und Wänden, von den Säulen aus Marmor, Porphyr und Granit, die hier verschwendet sind; nichts von den prächtigen Grabmählern der Päbste und anderer Groſsen in den Nebenschiffen und Capellen; nichts von den mosaischen Bildern

über den Altären, welche Meisterstücke der Mahlerey meisterhaft nachahmen. Es ist unmöglich, einen größern Aufwand von Pracht mit weniger Ueberladung der einzelnen Theile zu sehen. Es drückt Euch nichts, überall athmet Ihr frey, und wandelt eben so gern zu Eurer Erholung in der Peterskirche, als in Eurem Garten, dem sie dabey an Größe wenig nachgiebt. Bewundernswürdig ist die Vertheilung des Lichts, welches nirgend fehlt und nirgend blendet; nur der Feuerstrahl, der unter der bildlichen Gestalt des Göttlichen Geistes durch gefärbte Scheiben in der hintersten Wölbung fällt, ist auffallend und sehr gut angebracht. Vollendet ist Alles, von dem Gewölbe bis zu dem Fußboden, auf dem es eine Wollust ist zu wandeln. Wo Ihr geht und steht, da ruht Euer Auge mit Wohlgefallen, und Eurer Geist freut sich, daß so Etwas von seines Gleichen unternommen werden konnte.

Es iſt der Mühe werth, auf die Gallerie der Kuppel zu ſteigen: erſt hier nimmt man ihre ganze Gröſse wahr, ſo wie ihre Höhe, wenn man auf die unten wandelnden Sterblichen, wie auf kleine Pygmäen hinabſieht. Und doch waren es eben dergleichen Pygmäen, die einen ſolchen Bau faſſen und vollenden konnten. Das Dach der Kirche iſt ganz platt, und ſchien mir einem groſsen Marktplatz zu gleichen, in deſſen Mitte ein Tempel, und rund umher Capellen erbaut wären. Ich bin einmal bis in den Knopf der Kuppel geweſen, wo man eine weite Ausſicht über ganz Rom und die umliegende Gegend bis an das Meer genieſst. — Es iſt mir noch jedesmal ſchwer geworden, mich von dieſem erhabenen Tempel zu trennen, und auch jetzt wird es mir ſchwer, davon abzubrechen; aber Ihr müſstet kommen und ſelbſt ſehen, um meine ganze Freude über dieſes Meiſterwerk theilen zu können.

An die Peterskirche ſtöſst der Vatican, der Winteraufenthalt des Pabſts. Die äuſsere Pracht dieſes weitläufigen alten Gebäudes iſt gering; deſto gröſser ſind die Schätze für Auge und Geiſt, die es enthält. In dem Muſeo Pio Clementino ſtehen die Wunderwerke griechiſcher Kunſt, der Laokoon, der Belvederiſche Apoll, und unzählige andere, als ein bleibendes Denkmahl der Höhe und Kraft, die der menſchliche Geiſt erreichen kann. In der Siptiniſchen Capelle ſtaunt Ihr vor dem groſsen Michelangelo, und bewundert in den Stanzen und Logen den göttlichen Raphael, deſſen Geſtalten alle ſich eines höhern Fluges über die niedere Erde erheben, und mit einem übermenſchlichen Geiſte belebt ſcheinen. So wahr und doch ſo eigenthümlich, ſo göttlich und ſo menſchlich, ſo erhaben und ſo lieblich hat kein Mahler gemahlt, wie dieſer, den man vorzüglich den Göttlichen, Inſpirirten nennen möchte. Seine Werke treten alle andere zu Boden, oder ſcheinen vielmehr lächelnd auf ſie

herabzusehen, in himmlischen Glanz gehüllt über ihnen zu schweben. Nichts mehr über ihn, den Unbeschreiblichen, damit ich nicht verführt werde, mich weiter einzulassen, als meine Kräfte es gestatten.

Mit dem Vatican hängt durch einen bedeckten Gang das alte Grabmal Hadrians, die heutige Engelsburg zusammen. Sie liegt an dem Tiber, gleich einem runden dicken Thurm, und ist die Festung und der Zufluchtsort der Päbste in Augenblicken des Aufruhrs. An die Burg stöſst die nach ihr benannte Engelsbrücke. Sie ist die oberste von dreyen, die über den Tiber führen, und hängt übrigens auf jener Seite mit dem schönsten und volkreichsten Theil des neuen Roms zusammen. Hier ist der Corso, eine Strasse, die eine gute halbe Stunde lang und nur nach diesem Verhältnisse nicht breit genug ist. Sie enthält manche schöne Kirche, eine Menge prächtiger Palläste, und ist der Mittelpunkt der

Römifchen grofsen Welt. Ungefähr in ihrer Mitte ftöfst fie an den Platz Colonna, den herrlichften in Rom, fowohl durch feine Gebäude, als durch die hohe Antoninifche Säule, die in feiner Mitte errichtet ift. Des Platzes Del Popolo, an welchem, aufser dem Corfo, auch die grofsen Strafsen Babuina und Ripetta endigen, habe ich fchon in meinem vorigen Briefe erwähnt. Schade, dafs er faft nur von gemeinen Bürgerhäufern umgeben ift. Den Corfo durchkreutzt die lange Strafse Condotti, die unter andern den grofsen Pallaft des Haufes Borghefe enthält. Sie endigt an dem Spanifchen Platz, dem Wohnort der meiften Fremden, weil hier die meiften und beften Wirthshäufer find. Diefer Platz liegt unter dem Monte Mario, und es ziert ihn, aufser den Palläften des Spanifchen Gefandten und der Congregazione de propaganda fide, befonders die hohe und prächtige Marmortreppe, die zu der Kirche Trinita di Monti auf der Höhe des Hügels führt.

Nicht weit von hier ist die prächtige Fontana di Trevi, wo die Aqua Virgo, eine Quelle, die Agrippa zuerst von Tusculum nach Rom leiten liefs, sich ergiefst. Das Becken ist mit einem grofsen Aufwand von Bildnerey geschmückt, und man freut sich der Fülle des hervorbrechenden Wassers. Auch der schöne Platz degli Apostoli ist in dieser Gegend. Ihn ziert besonders der reiche Pallast des alten Hauses Colonna und die Apostelkirche, welche das sehenswürdige Grabmal Clemens XIV. (Ganganelli) enthält.

Ungefähr in der Mitte des neuen Roms steht die Rotonda, ein Tempel, den Agrippa unter dem Namen des Pantheons erbaut hat, und der durch alle Zerstörungen der Barbaren und der Zeit selbst fast unversehrt geblieben ist.

Schön ist seine äufsere Gestalt und die Halle unter dem Architrav, der sich auf 16 Corinthi-

ſche Marmorſäulen ſtützt; aber unbeſchreiblich groſs und herrlich iſt der Eindruck, den man bey dem Eintritt in den Tempel ſelbſt empfängt. Wenn ich die ganze Gröſse der Peterskirche nicht gleich wahrnahm, ſo ſchien mir das Pantheon vielmehr gröſser als es wirklich iſt *), und der erſte Anblick erregte in mir ein frohes Erſtaunen und einen inneren Jubel, wie ich es nicht auszudrücken weiſs. Der inwendige Umfang, die Wölbung der Kuppel, die das ganze Gebäude bedeckt, und durch eine Oeffnung in ihrer Mitte ein überall gleiches Licht hineinfallen läſst: alles iſt rund, und Alles nur Eins, wie Gottes weite Welt. Verzeiht mir dieſen gewagten Vergleich, oder kommt und ſeht! Die innere Verzierung iſt der Herrlichkeit des Gebäudes angemeſſen. Alles athmet Gröſse, Eben-

*) *Der Grund dieſes Unterſchieds ſcheint mir in der Verſchiedenheit der Form zu liegen.*

maaſs und Harmonie. Die Zellen und Niſchen in der Mauer, wo ſonſt die Bildſäulen der Götter ſtanden, und jetzt Altäre ſind, ruhen auf ſchönen Corinthiſchen Säulen von Afrikaniſchem Marmor. Da dieſer Tempel ſich ſo ſehr gut erhalten hat, kann man ſich des Wunſches nicht erwehren, daſs die Meiſterſtücke der Bildnerey, womit er ehemals geſchmückt war, noch daſtehen, und nicht ein Raub der Alles verwüſtenden Barbaren geworden ſeyn möchten. Auſser dem Gottesdienſt iſt das Pantheon jetzt auch dem Andenken groſser Künſtler gewidmet. Unter Andern ſind hier die Grabmäler und Büſten Raphaels, Carl Maratts und Winkelmanns. Viele Stellen ſind noch für andere offen, und es iſt, leider! nicht wahrſcheinlich, daſs unſer Zeitalter ſie ausfüllen werde. Wie von der Peterskirche, ſo trenne ich mich auch jedesmal ungern von der Rotonda, und kann des Anſchauens nicht müde werden. Wäre doch der Platz, auf welchem dieſer Tempel ſteht, ſeiner Herr-

lichkeit angemessen. Es ist ein kleiner schmutziger Fisch- und Trödelmarkt. Der Obelisk, der in seiner Mitte errichtet ist, stimmt wohl zu dem Platz, nicht aber zu dem grossen Pantheon.

In dieser Gegend ist der Platz Novona, der grösste in Rom, und der Mittelpunkt alles kleinen Gewerbes und Handels. Er ist ein längliches Viereck, und mit drey Springbrunnen geziert. An dem ansehnlichsten, der in der Mitte steht, ist die Bildnerey von Benini, mit einem grossen Aufwande von Kunst und Erfindung, aber wenig Annehmlichkeit.

Nicht so grofs, aber schöner ist der Farnesische Platz, mit dem Pallast dieses Namens, der einer der herrlichsten in Rom ist, und jetzt dem König von Neapel gehört. Die grosse Sammlung von Antiken und Gemählden, die sonst in diesem Pallast war, ist nach Nea-

pel gekommen, doch bewundert man noch die Decke des grofsen Saals, die ganz von Annibal Carracci gemahlt, und das Meifterftück diefes grofsen Künftlers ift.

Nicht fo volkreich als der niedrige Theil des neuen Roms find die Hügel, die bey den Alten Quirinalis, Viminalis und Mons Marius hiefsen; weil aber die Luft fehr gefund ift, haben fich die gröfsten Familien in diefer Gegend angebaut, und daher ift fie voll von ihren Palläften. Bey dem Quatro Fontane durchfchneiden fich zwey der fchönften und längften Strafsen der Stadt. Drey Obelifken dienen zu Gefichtspunkten, und auf allen Wegen gelangt man zu grofsen und herrlichen Gebäuden. Hier ift der fchöne Springbrunnen Fontana dell' Acqua Felice, wo die von Agrippa zuerft in die Stadt geleitete Aqua Julia fich ergieft. Dabey find die weitläufigen Ueberbleibfel der Thermen Diocletians. Wie angenehm und unterrichtend es für uns ift, unter der Lei-

tung eines fo fcharffinnigen und gelehrten Kenners der Künfte und des Alterthums, wie unfer Freund Hirt ift, in dem alten Rom herumzuwandeln, und uns jede Ruine im Geifte durch ihn ergänzen zu laffen, könnt Ihr Euch vorftellen. Hier arftaunten wir über die ungeheure Gröfse diefes Werks, die wir aus der Entlegenheit der Trümmer von einander wahrnahmen. Aus einigen derfelben ift mit vielem Geift und Sinn die fchöne Kirche der Karthaufe zufammengefetzt. Eine Rotonda, die ehemals ein kleiner Tempel war, ift der Eingang, und ihre Geftalt übrigens ein grofses einfaches Kreutz. Das Apodyterium ift zu einem der Schiffe geworden. Wenige Kirchen Roms haben einen folchen Ausdruck von Gröfse. Sie enthält auch noch eines der Meifterftücke des grofsen Domenichino, welches den Märtyrertod des heiligen Sebaftians vorftellt; ein Bild, das man ohne Erftaunen und innere Freude nicht anfehen kann. — Der ehemalige Schwimmteich bey den Thermen

ist jetzt der Garten der Karthäuser, und noch ein Tempel, auch eine schöne Rotonda, die Kirche der Bernhardiner. Dieses Gebäude ist sehr gut erhalten, doch steht jetzt auf der Oeffnung der Kuppel, wodurch sonst, wie bey dem Pantheon, das Tageslicht hineinfiel, eine Laterne.

Auf der Höhe des alten Quirinals ist der weitläufige und prächtige Sommerpallast des Pabsts. Den Vorplatz zieren die berühmten Colossalischen Bildsäulen des Castors und Pollux mit ihren Pferden, die Constantin aus Alexandrien nach Rom hat bringen lassen. Sie machen einen grossen Eindruck, und stehen sehr wohl auf diesem Platze. Nach ihnen heisst der ganze Hügel so wohl, als der Pallast selbst jetzt Monte Cavallo.

Nicht weit von hier, auf der Höhe des alten Viminals, ist die grosse Hauptkirche S. Maria Maggiore. Ich sah sie zuerst in der Nacht nach unserer Ankunft, welches, wie Ihr wisst, die

Christ-Nacht war. Man hatte uns von der prächtigen Erleuchtung dieser Kirche so vieles gesagt, dass N— und ich, so müde wir auch waren, doch beschlossen, einen Theil unserer Ruhe daran zu setzen. Da man uns die Stunde unrecht berichtet hatte, mussten wir bey elendem Wetter und finsterer Nacht lange vor der verschlossenen Thüre warten. Endlich ward sie geöffnet, und gleich bey dem Eintritt fanden wir uns für unsere Geduld und Mühe reichlich belohnt. Nie in meinem Leben erinnere ich mich, einen solchen Eindruck empfangen, etwas so schönes in dieser Art gesehen zu haben. Denkt Euch einen grossen herrlichen Tempel, in Gestalt eines langen oben geründeten Vierecks. Zwey Reihen der schönsten Jonischen Säulen von weissem Marmor bilden weite Hallen zu beyden Seiten des Hauptraumes *); die Hallen sind voll schöner

*) *Oder theilen ihn, architectonisch zu reden, in drey Schiffe ab. Die Kirche ist eine Basilica.*

Grabmäler, und stoſsen an reiche Capellen. Wo sie endigen, steht vor dem Hintergrunde der prächtige Hochaltar. Die Verzierung ist reich, und der marmorne Fuſsboden eben und ausgelegt, wie von mosaischer Arbeit. Diese ganze Kirche war durch unzählige Wachslichter überall gleich erleuchtet. Mir war, als sey ich zu einem festlichen Mahl oder Tanz hiehin geladen worden, so stimmte alles zur Freude und zum Jubel. Ein groſses Gedränge von Menschen strömte mit uns hinein, verlor sich aber bald in dem weiten Raum der Kirche, und hinderte uns gar nicht, überall herumzuwandeln, und unser Auge an der uns noch so neuen Römischen Pracht zu weiden. Viele legten sich an den Säulen und Wänden nie-

---

das heiſst, gleich allen Kirchen aus den frühern Zeiten des Christenthums, nach dem Muster der alten Richthäuser, die so hieſsen, erbaut. Aus demselben Grunde führen die sieben ältesten Hauptkirchen Roms diesen Namen.

der, und erwarteten schlafend den Anfang des Gottesdienstes. Diese Gruppen gehören zu dem Gemählde, welches ich mir von diesem Augenblick wünschte. Wir blieben lange, ohne des reizenden Anblicks müde werden zu können. In keinem Gebäude hatte ich bisher Maaſs und innere Verzierung zu einem so angenehmen gefälligen Ganzen verbunden gesehen. Noch jetzt da ich auch die Peterskirche und das Pantheon kenne, habe ich diesen Eindruck nicht verloren, und ich wiederhole mir, so oft ich hineintrete, daſs hier ganz eigenthümliche Schönheit sey.

An dem Ende der bewohnten Stadt steht auf seinem Hügel und auf den Trümmern des alten Capitols das neue Campidoglio. Der Eingang und die Vorderseite sind jetzt gegen das neue Rom gerichtet. Ohne auszeichnende Pracht ist seine höchste Merkwürdigkeit die Stelle, auf der es steht. Es ist noch immer das Römische Rathhaus, und das Hauptgebäude bewohnt der jedes-

malige Senator, die höchste Magistrats - Person der Stadt. In dem linken Flügel sind die Versammlungszimmer des Stadtraths, und in dem rechten befindet sich die herrliche Sammlung von Antiken, die unter dem Namen des Museo Capitolino berühmt ist. In der Mitte des Vorplazzes steht die schöne eherne Bildsäule Marc Aurels zu Pferde. Eine alte Franciscanerkirche nimmt die Stelle des ehemaligen Tempels des Capitolinischen Jupiters ein.

Mit welchen Gefühlen wir auf dieser Stätte umherwandelten, wo jeder Fusstritt fast eine merkwürdige That bezeichnet, brauche ich Euch nicht zu sagen. Fast schwand mir der Augenschein der neuen Gegenstände vor dem Leben der Bilder, die sich meiner Seele darstellten. Statt der Franciscanerkirche sah ich den Tempel des Jupiters, statt des Pallasts des Senators die alte Curia, den Versammlungsort der Fabier, Quintier, Cornelier, wo das Schicksal so manches

Volks, ſo manches Königs entſchieden ward. Ich ſah ſtatt der Nebengebäude den kleinen Tempel des Gottes Terminus *) und der Göttin Juventus, **) die allein bey der Erbauung des erſten Capitols ihre Stelle nicht verlaſſen wollten.

Auf der hintern Seite des heutigen Gebäudes ſahen wir noch Trümmer der alten Grundmauer, als einen Theil der gegenwärtigen, und als Reliquien freuten uns auch dieſe alten einfachen Quaderſteine. Hier zeigte Hirt uns in einem Garten eine Stelle, wo der Felſen ſenkrecht hinabſchieſst. Dieſes war der Tarpejiſche Hügel. Hier wurden Caſſius und Manlius hinabgeſtürzt. Das ganze uralte Rom lag zu unſern Füſsen; Trümmer und Denkmäler aus jedem Zeitalter. Unter dem Capitol ſteht halb vergraben in Schutt

---

*) *Gränze.*

**) *Jugend.*

der Triumphbogen des Kayfers Severus neben einigen Säulen der Tempel der Eintracht und des donnernden Jupiters. Dort dehnt fich der Platz, wo das alte Forum war; drey fchöne Säulen des Tempels, den Romulus zuerft dem Jupiter Stator weihte, und Hadrian erneuerte, ftehen in feiner Mitte. Hier hemmten die geraubten Weiber den Streit zwifchen den Sabinern und Römern; hier verfammelten fich hernach die Centurien des Römifchen Volks, und hier ertönte fo manche hinreiffende Rede aus dem Munde jener grofsen Männer, deren Kraft und Geift wir noch bewundern. Auf der linken Seite diefes Platzes, der jetzt Campo Vaceino heifst, ftehen noch Säulen und Architrave von Tempeln, deren einer dem Antoninus und der Fauftina, der andere den Zwillingen Romulus und Remus geweiht war. Vor allen ragen die grofsen Trümmer eines Tempels des Friedens hervor. Gegenüber hebt fich der Palatinifche Hügel, der vor allen zuerft bewohnt war, und den hernach die

Palläste der Kayser fast allein einnahmen. Noch bedecken ihn die grossen, mit dichtem Gebüsch verwachsenen Trümmer. Hirt führte uns in unterirrdische Bäder, und ergänzte uns Säle, Tempel und Hallen, lauter niedrige aber bedeutende Denkmäler der Römischen Pracht in diesem üppigen Zeitalter.

In einem Thal, welches den Palatinischen Hügel von dem Aventinischen trennt, war der grosse Circus, den der ältere Tarquin zuerst erbaute. Auf dem Aventin hat man eine schöne Aussicht über ganz Rom und den krummen Lauf des Tibers. Höchst merkwürdig ist eine Stelle bey den grossen Ueberbleibseln der Brücke, die der jüngere Afrikanische Scipio vollendet, und die Wuth des Stroms zerstört hat. Dort sieht man in dem Tiber noch Trümmer jener älteren Brücke, die Ancus Marcius zuerst von Holz erbauete, und Antoninus erst durch eine andere von Marmor ersetzen liess. Hier war es, wo

Horatius Cocles allein gegen ein Heer von Etrufkern kämpfte, und, nachdem die Stadt gerettet und der dieffeitige Theil der Brücke abgebrochen war, mit der Rüftung in den Flufs fprang. An dem Ufer fteht der kleine runde Tempel der Vefta, den Numa zuerft geweiht, und einer der Kayfer hernach neu erbaut hat. Zwanzig Corinthifche Säulen, die noch erhalten find, ftützten die Halle, die den Tempel umgab. In neuern Zeiten hat man die Räume zwifchen den Säulen vermauern laffen, um das Gebäude, welches jetzt eine der Egyptifchen Maria geweihte Kirche ift, zu vergröfsern. Gegenüber macht eine Säulenreihe, die zu dem von Servius Tullius der Fortuna virilis gewidmeten Tempel gehörte, die Vorderfeite einer andern Kirche aus. Tiefer liegt eine Gegend, die Velabro heifst, ein Name, der feinen Urfprung, nach Livius, in den Vorzeiten Roms hat. Hier ift die Stelle, wo der ausgetretene Tiber die Wiege mit den Zwillingen Romulus und Remus anfchwemmte, und wo fie unter einem

Feigenbaum, der zu Livius Zeiten noch ſtand, und der Ruminaliſche hieſs, ſäugend an einer Wölfin gefunden wurden. Nahe dabey ſteht ein kleiner, ehemals dem Romulus geweihter Tempel, worinn die eherne Wölfin, die zu Cäſars Zeiten von dem Blitz gerührt ward, und jetzt in dem Capitol aufbewahrt wird, gefunden worden iſt. Hier ſieht man auch noch Theile von der alten Cloaca maxima, einem Werk des erſten Tarquins, und dabey die Quelle Juturna, die einzige, die in früheren Zeiten die Stadt mit Waſſer verſah. Geſunken iſt die Gröſse und Herrlichkeit des alten Roms, aber hell und rein flieſst noch die Quelle unter ſeinen Trümmern, gleich den unvergänglichen Geſetzen der Natur. Gern wandle ich in dieſen Gegenden Abends in der Dämmerung umher. Meine jugendliche Phantaſie ſchafft leicht die alten Säulen und Steinhaufen zu prächtigen Tempeln und herrlichen Gebäuden. Ich ſehe hinauf zu dem hohen Capitol und zu dem Velia, wo Valerius Publicola nicht höher

als ſeine Mitbürger bauen wollte. Lichter umſchweben mich dann die Geſtalten der groſsen Alten, und unterrichten mich, wo dieſes, wo jenes geſchah. Dann möchte ich meinem Horaz zurufen: Siehe hier die geſunkene Kayſerſtadt; gefallen iſt ihre Macht, vertilgt ihre Herrlichkeit! Nicht mehr erſteigt dein Prieſter das Capitol mit der ſchweigenden Jungfrau.*) Aber noch erſchallen deine Geſänge von Süden nach Norden, von Norden nach Süden. Noch biſt du der Guten Freund, der Thoren und der Laſterhaften Geiſsel. So groſs iſt des Menſchen Geiſt, ſo weit erhaben über alle Werke ſeiner Hände!

Von dem Campo Vaccino gelangt man durch den merkwürdigen Triumphbogen, der Titus nach der Eroberung Jeruſalems errichtet wurde, zu den groſsen Trümmern des Coloſſeums. So

*) *Carm. Lib. III. Od.* 24.

hiefs und heifst noch das Amphitheater, welches Vefpafian nach dem Jüdifchen Kriege erbauen liefs. Der grofse Umfang diefes ganz eyförmigen Gebäudes, feine Maffe und die drey fich auf einander ftützenden Säulenreihen geben ihm ein gewaltiges Anfehen. Der innwendige Kampfplatz ift mit Gras bewachfen; ein Crucifix fteht in der Mitte, und rund umher find kleine Capellen errichtet. Von dem Gemäuer fteht noch fo viel, dafs man bis in den 3ten Stock fteigen kann. Hirt zeigte uns den Platz des Kayfers, des Senats und der Veftalinnen, der Ritter, Bürger und Weiber. Diefes ungeheuere Gebäude fafste mehr als hunterttaufend Menfchen, die keine gröfsere Augenweide kannten, als hier Menfchen von Menfchen morden, und von Thieren zerfleifchen zu fehen. Römer waren es und Römerinnen; aber was für Römer? Eckel und Abfcheu deckt ihr Andenken, und das Gedächtnifs ihres Namens ift verflogen gleich dem Staub ihrer verächtlichen Körper. Man kann fich

des Gedankens an den Wechſel der menſchlichen Dinge nicht erwehren, wenn man die neuern Römer vor Denkmälern kniend beten ſieht, welche Menſchen errichtet wurden, die ihre Vorfahren an eben dem Platz mit blutiger Wolluſt zerfleiſchen ſahen. Einen eignen Eindruck macht der Anblick dieſes ungeheuren Baues bey Mondenſchein. Der matte Schimmer, der die gewaltigen Trümmer halb erleuchtet, vergröſsert noch ihre Geſtalt. Einſam ſteht das Crucifix und die Capellen, und es überfällt Euch ein Schauer, ehe Ihr es Euch verſeht.

Bey dem Coloſſeo ſteht der Triumphbogen Conſtantins ſehr wohl erhalten; und weiter hin die groſsen Trümmer der Thermen des Caracalla, die darum beſonders merkwürdig ſind, weil man die innere Einrichtung dieſer Gebäude am beſten aus ihnen abnehmen kann. Die weitläufigen Ueberbleibſel der Thermen des Titus ſtehen auf der andern Seite des Coloſſeums, und da-

hinter an dem äuſserſten Ende der Stadt die Kirche des Laterans, die ſich die Mutter und das Haupt aller Kirchen der Stadt und der Welt nennt. Die gröſste Merkwürdigkeit dabey iſt der Obeliſk, der auf dem Platz errichtet, und der gröſste in Rom iſt.

Auf dem Kirchhofe der Proteſtanten, der eine blumige Wieſe iſt, ſteht die Pyramide des Cajus Caſſius. Sie iſt mit der innern Kammer, worin der Sorkophag ſtand, wohl erhalten. Solche Ehre erweiſt man hier den Ketzern, daſs man ſie mitten unter den Alten ruhen läſst.

Vor dem Thore ſteht die von Theodoſius und Honorius erbauete Paulskirche. Sie iſt eine fünfſchiffige Baſilica und eine der gröſsten Kirchen Roms. Die Säulen, auf denen ihre Hallen ruhen, ſind ihrem gröſsten Theil nach von ungemeiner Schönheit, und aus dem blühendſten Zeitalter der Künſte, ſtehen aber mit der Höhe

des Baues in keinem Verhältniſs, und dieſer Mangel an Ebenmaaſs thut dem Auge weh. Es war damals Sitte, die ſchönen Denkmäler aus der frühern Zeit von ihrem herrlichſten Schmuck zu entblöſsen, um ihn ohne allen Sinn und Geſchmack in den neuerbauten Kirchen anzubringen. Wahrlich, man muſs Rom ſehen, um die Höhe zu bewundern, wohin die bildende Kunſt ſich erheben, man muſs aber auch Rom ſehen, um ſich einen Begriff zu machen, wie tief ſie mitten unter den herrlichſten Muſtern herabſinken könne.

Die Gegend um die Stadt iſt auf dieſer Seite, wie auf allen andern, höchſt öde und traurig, aber überall erquickt Euch ein Blick auf die lange Reihe der Appenninen und auf die grünenden Hügel von Frascati. Die Gefilde ſind voll von Trümmern der alten Herrlichkeit Roms. Merkwürdig ſind die Ueberbleibſel eines Circus des Caracalla und das Grabmal der Cäcilia

Metella. Merkwürdiger noch war für uns die Gruft der Scipionen; dann der heilige Berg, wohin das Römische Volk in seinem heftigen Zwist mit den Patriciern entwich; auch der alte Anio, jetzt Teverone, an dessen Ufern eben dieses Volk seinen langen und hartnäckigen Kampf mit den Sabinern focht, und die schöne Quelle der Egeria, Numa's Freundin, wo er, von allem Geräusch entfernt, seine Weisheit holte. Hell und rein strömt sie aus ihrer Grotte hervor, deren Mauer mit langem Frauenhaar bekleidet ist.*) Wir konnten uns einen Trunk aus Numa's Quelle nicht versagen, und labten uns damit, zum Andenken des Mannes, den auch als König die Weisheit für ihren Sohn erkennen musste.

Unter den Römischen Gärten gebührt der Villa Borghese, vor dem Thore del Popolo, der

*) *Ein Farrenkraut von ungemeiner Schönheit.*

erste Rang. Das dichte Immergrün der Wintereichen, der Pinien und anderer südlichen Gewächse mehr, ist mit den Bäumen und Stauden, die sich im Frühling neu kleiden, so gut vermischt, daſs Ihr im Winter den Abgang der schönen Jahreszeit kaum spürt, und doch auch den Genuſs des neuen Lebens, den der Lenz der Natur giebt, nicht zu entbehren braucht. Oft, wenn ich jetzt, da es Januar ist, in diesen Garten trete, wird mir zu Muthe, wie in Deutschland nach einem Gewitter im hohen Sommer. Das Hecken- Schneider- und Puppenwerk, welches die meisten Italiänischen Gärten unerträglich macht, stört Euch hier nicht. Dichtes Gebüsch umgiebt die grünenden Ufer eines groſsen Teichs und eines Bachs. Dort tretet Ihr in einen Park, unter den Schatten hoher Pinien oder schöner Eichen und anderer Bäume, die Euch an das liebe Vaterland erinnern. Zwischen dem Gebüsch stoſst Ihr oft auf einen kleinen Tempel, eine Urne, einen Sarkophag. Nur das Theater, wel-

ches der Prinz jetzt anlegen läſst, und die feſte Burg in der Mitte des Gartens, vermiſste man gern. Die Antikenſammlung in dem Caſino (Gartenhaus) iſt weit berühmt, und enthält viele der herrlichſten Werke Griechiſcher und Altrömiſcher Kunſt, die auf uns gekommen ſind. Dieſer Garten iſt ein öffentlicher Spatziergang: Sonntags verſammeln ſich hier Tauſende von Menſchen, und eine Innſchrift ladet ſelbſt Euch ein, alles wie das Eurige anzuſehen, und abzubrechen, was Euch gefällt. Wie gefährlich würde eine ſolche Erlaubniſs in Deutſchland ſeyn! — Die Villen Ludoniſi und Albani ſind wegen ihrer Antiken-Sammlungen berühmt, und enthalten viele herrliche Werke alter Kunſt. Die Schätze der Villa Medici ſind nach Florenz gebracht worden. Alle dieſe Villen liegen innerhalb der Stadtmauern. Eben ſo liegt in Trastevere die Villa Corſini hinter dem prächtigen Pallaſt dieſes Namens. Unter dem Schatten hoher Bäume genieſst man hier eine herrliche Ausſicht

über die groſse Stadt und die Trümmer des alten Roms. Der Tiber rauſcht zu Euren Füſsen. — Den weiteſten Blick über die ganze Gegend gewährt die Höhe, auf welcher die Villa Madama liegt, eine Ausſicht, die entzückend ſeyn würde, wenn nicht der Strom das Auge in lauter öde Geſilde leitete. — Als Garten iſt die Villa Pamfili Doria, nächſt der Borgheſiſchen, die ſchönſte. Um einen groſsen Teich ſtehen die herrlichſten Thränenweiden, und in einem Park die höchſten Pinien, die ich noch geſehen habe. Auch in dieſer Villa iſt eine ſehenswürdige Sammlung von Antiken.

Die Menge herrlicher Gemählde und Alterthümer in den Palläſten der Römiſchen Groſsen iſt unſäglich. Vorzüglich reich ſind die Palläſte Borgheſe, Colonna, Doria, Giuſtiniano, Bondonini, Corſini, Farneſina, Rospiglioſi und mehrere. Unzählig ſind auch die ſehenswürdigen Gemählde in den Kirchen. Unſers Vaters und

Führers Tagebuch wird Euch ſagen, was wir geſehen haben, und welch eine Menge von Dingen ihm bey der ſtrengſten Auswahl doch bemerkenswerth geſchienen hat.

Darüber ſind wir alle einig, daſs Rom noch immer die Königin unter den Städten ſey, und daſs wir in Keiner das Leben ſo leidlich finden würden, als hier. Nirgend iſt mehr Stoff zu wahrem Genuſs; nirgend herrſcht weniger Zwang, mehr Freyheit von aller After-Sitte. Nirgend genieſst der Fremde mehr Achtung, Schutz und Nachſicht. Nach ſeiner Herkunft, ſeinem Gewerbe fragt man eben ſo wenig, wie nach ſeinem Glauben: er iſt ein Fremder, das iſt ſein Stand. Die Geſellſchaften der Römer ſtehen ihm offen, wie ihre Gallerien, doch kann er auch bloſs dieſe beſuchen, und ſich jenen entziehen. Der Geiſt, der dieſe neuen Römer belebt, ihr ſchönes Organ, und die erſtaunliche Darſtellungsgabe, die ſie mit allen Italiänern gemein haben, macht den Um-

gang mit ihnen angenehm. Unter beyden Geschlechtern giebt es eine Menge aufserordentlich schöner Gestalten; besonders herrscht hoher Adel in dem Wuchs, dem Gang und der Gebehrde der Weiber. Sie besitzen wenig Kenntnisse, aber desto mehr Scharfsinn und Witz. Ihre ungemeine Geselligkeit macht diese Eigenschaften noch angenehmer, und man braucht nur zwey Römer zu Tische zu laden, um der ganzen Sorge der Unterhaltung enthoben zu seyn. Es ist mir leid, dafs ich Euch von den sittlichen Tugenden dieses noch immer merkwürdigen Volkes kein eben so vortheilhaftes Bild entwerfen kann, als von ihren Anlagen des Kopfes. Eine so grofse Ausgewandtheit mufs nothwendig Lücken und Mängel in dem innern Menschen veranlassen. Innigkeit und häusliche Zufriedenheit wird unter den Italiänern fast nicht gefunden. Daher eine Menge der widrigsten Erscheinungen. Ihre Sittenverderbnifs ist entsetzlich, und ich habe Dinge davon gehört, die mich noch schaudern machen.

Die Sorge, ledig zu bleiben, und die Furcht der Schande halten das Mädchen noch zurück; aber das verheyrathete Weib kennt keinen Zügel, und wenige Männer sind ungesittet genug, um ihren Frauen Hindernisse in den Weg zu legen. Wenn der Liebhaber in ihrem Hause ist, so halten sie sich in dem seinigen schadlos, oder besuchen des Nachbars Gattin. Es würde mir selbst schwer werden, an die Möglichkeit einer solchen Verderbniss zu glauben, wenn sie mir nicht von zu vielen Seiten bestätigt worden wäre, und wenn nicht die Scham in so hohen Grade selbst aus dem Sprachgebrauch gewichen wäre. Gleichgültigkeit gegen die Kinder und Verwahrlosung des ungewissen Geschlechts sind natürliche Folgen dieses entsetzlichen Gebrechens. In den niedrigsten Lüsten erzeugt und gewiegt, erwächst die junge Braut nur zum Frohn ihrer Leidenschaften. Diese mit der geringsten Anstrengung zu befriedigen, wird ihr unausgesetztes Augenmerk. Daher eine unbegränzte Habsucht, Un-

bändigkeit in Hader und Rache. — Laſst mich abbrechen von dieſer Schilderung: ich tadle ſo ungern, freue mich ſo herzlich, wenn ich fremder Schmähſucht widerſprechen kann. Gewiſs wohnt Tugend und Reinheit auch hier noch unbemerkt unter manchem Dache, anbetungswürdiger hier, als an jedem andern Orte: dieſe wollen nicht über mich zürnen. — Auch das Volk zürne mir nicht! Nur gegen Laſter und Unſitte möchte ich mich rüſten, ſie bannen aus dieſem Paradieſe in den Abgrund des Meeres. Wäre ich ein Heide, ſo würde ich der Häuslichkeit einen beſondern Tempel bauen. Sie iſt der Grund und Eckſtein aller Sittlichkeit, ſo wie auf dieſer das Wohl und der Werth eines Volks beruht.

Die ältern Römer hingen nicht feſter an ihren Kampfſpielen, als ihre heutigen Nachkommen an ihrem Theater. Alt und jung, vornehm und gering, Mönche und Layen, alles rennet dahin, und jeder will Kenner ſeyn. Wirklich urtheilt

selbst das gemeine Volk sehr richtig. Noch kürzlich sass ich neben einem halb in Lumpen gekleideten Menschen, der, gleich als wäre er der einzige Zuschauer, oft ganz allein sein lautes Bravo! rief, oder es ein andermal in der höchsten Spannung der Aufmerksamkeit leiser in den Bart murmelte. Dabey rollten die Augen, glühte das Gesicht, als ob es mehr als einen Olympischen Kampfpreis gölte. Dagegen wird der schlechte Schauspieler auf der Stelle durch allgemeines Plaudern oder ein noch lauteres Zeichen des Misfallens bestraft. Sonst scheint die Strenge der Polizey aus ganz Rom hieher gebannt zu seyn. Keiner darf sich rühren, keiner seinen Sitz verlassen, ohne durch lautes Rufen von des Volkes Majestät unverzüglich zur Ordnung verwiesen zu werden. Oper und Tanz sind, wie Ihr es erwarten werdet, fast überall vortrefflich; desto schlechter aber das Drama. Aus einer, hier sehr auffallenden, Schicklichkeits - Grille der Regierung darf kein Frauenzimmer die Bühne betreten, sondern die

Weiberrollen werden von Castraten gespielt. Oft blickt die verkleidete Mannsperson sehr deutlich hervor; oft aber, und besonders in grofsen Opern und Balletten, wo man in der Wahl der Personen sehr sorgfältig ist, habe ich die Weiblichkeit bis zur Täuschung nachahmen sehen. Die Menge der Theater verursacht eine grofse Concurrenz, und auf den Plätzen Navona und des Pantheons stehen Buden, wo die Eintrittszeichen und Schlüssel zu den Logen in Ordnung ausgekramt liegen, und jedes Theater seine Waare ausrufen und feilbieten läfst.

In keiner grofsen Stadt giebt es wohl eine schlechtere Polizey, als hier. Eine ordentliche Reinigung der Strafsen würde wegen des Clima's und der bekannten Unreinlichkeit der Italiäner nirgend erforderlicher seyn, als hier. Fast noch nothwendiger wäre eine gute nächtliche Erleuchtung an einem Orte, wo der leidenschaftliche Charakter des Volks täglich Unordnungen und

Mordthaten veranlaſst. Doch ſindet man hier keine dieſer beyden Anſtalten. Ein noch gröſserer Unfug ſind die verderblichen Freyheiten ganzer Plätze und einzelner Perſonen. Jede Kirche mit ihrem oft weitläufigen Bezirk bietet dem Miſſethäter eine ſichere Freyſtatt. Manche Geſandte, wie z. B. der Spaniſche, üben eine eigene Art von Gerichtsbarkeit über groſse Plätze aus, wohin kein Päbſtlicher Häſcher den Fuſs ſetzen darf. Ein gleiches Recht haben alle Cardinäle in ihren Palläſten. Es iſt unbegreiflich, daſs einzelne Perſonen ſich nicht längſt entſchloſſen haben, dieſe dem gemeinen Weſen ſo ſchädlichen Rechte der öffentlichen Sicherheit und Ordnung aufzuopfern.

Das erſte, allein ausgezeichnete Gewerbe in Rom iſt die ſchöne Kunſt. In dieſem Theil allein findet man eine erſtaunliche Concurrenz und Betriebſamkeit. Mahler, Bildhauer, Kupferſtecher, Steinſchneider; Künſtler von aller Art, und aus allen Theilen der gebildeten Welt: Jeder

kramt ſeine Anlagen oder Ungeſchicklichkeit aus, beneidet oder verläumdet den Nachbar, urtheilt queer und ſchief über Altes und Neues, und wenige faſſen auch nur einen kleinen Theil des Geiſtes aus den zahlloſen groſsen Muſtern, die ſie beſtändig vor Augen haben. Die treffliche Angelika nimmt den erſten Rang unter den Mahlern ein. Ihre Arbeiten gewinnen täglich an Schönheit, und tragen das Gepräge ihres liebenswürdigen Charakters. Der Bildhauer Canova arbeitet mit wahrhaft Griechiſchem Geiſte. Das Grabmal des Pabſts Rezzonico (Clemens XIII.), welches eben von ihm vollendet und in der Peterskirche aufgeſtellt worden iſt, hat groſse Schönheiten. Unter den Landſchaſtmahlern zeichnet ſich ein Schottländer, Moore, aus. Des jungen Morghens Kupferſtiche ſind bekannt und berühmt. Er vervollkommnet ſich noch täglich. Schade, daſs er nicht immer die gröſsten Meiſterſtücke der Mahlerey zum Gegenſtande ſeiner Kunſt wählt.

Ich habe es Euch bey dem Anfange dieſes Briefes geſagt, und wiederhole es bey dem Schluſſe, daſs eine Beſchreibung von Rom meine Kräfte überſteigt. Der gemeinen Rechnung nach bedarf man wenigſtens drey Monate, um alle ſehenswürdige Dinge, die hier ſind, auch nur einmal zu ſehen. Was ſollen alſo dieſe wenigen Blätter? Einzelne flüchtige Blicke auf den merkwürdigſten Ort der Erde, hingeworfene Züge des erſten Eindrucks, den hohe Schönheit, Majeſtät und Alterthum auf den Geiſt eines Wanderers, wie ich bin, machen konnten. Ihr müſst damit vorlieb nehmen, und ich kann dieſen Brief nicht beſſer ſchlieſsen, noch alles, was ich hinzuſetzen möchte, beſſer zuſammen faſſen, als durch eine Stelle aus unſerm Horaz, an die unſer Vater St — mich neulich erinnerte:

Alme Sol, curru nitido diem qui
Celas et promis, aliusque et idem
Naſceris, nihil tamen poſſis urbe Roma
Viſere majus.

Milde Sonne; die du auf glänzendem Wagen den Tag nimmſt und giebſt, immer neu und immer dieſelbe erſcheinſt, du ſelbſt könnteſt nichts gröſseres ſehen, als die Stadt Rom.

Siebenter Brief.

Neapel, den 9ten Februar
1792.

So weit wären wir endlich gekommen auf unſerer Kreutzfahrt durch dieſes Land, welches eine ſo ganz eigene Welt für ſich iſt, und wieder tauſend verſchiedene Welten in ſich begreiſt. Faſt mit jedem Schritte verwandeln ſich Menſch und Natur. Hier ſcheinen beyde mit einander zu wetteifern, um die höchſte Fülle des Lebens auszudrücken. Es iſt ganz unmöglich, in den erſten Tagen alles zu unterſcheiden, zu ſich ſelbſt zu kommen. — Jetzt vor allen Dingen etwas über unſere Reiſe von Rom hierher. Sie iſt die Krone unſerer bisherigen Wanderſchaft!

Es hat mir in der Seele wehe gethan, Rom nach einem so kurzen Aufenthalte schon wieder verlassen zu müssen. Ihr wisst, wie gram ich sonst den grossen Städten bin: ich hasse das unaufhörliche Gewirre, das Rennen und Jagen, den Taumel, worin ein Jeder sich so sichtbar zu erhalten sucht, um sich nur selbst zu entgehen, jeden Augenblick zu vertreiben, und keinen zu seinem Eigenthum zu machen. Mir kann dann so weh werden um den Menschen, um das unselige Geschöpf, welches unablässig nach einem bessern, lebendigen Etwas ringt und schnappt, Alles dafür ansieht, es beschaut, versucht und zuletzt trostlos von sich wirft, um es, wie einen Ball, dem Andern in die Hände zu spielen. Oft fällt mir der Affe ein, welcher jeden Stein, den man ihm zuwirft, beriecht, betastet und zu zerschlagen sucht, um einen Kern zu finden; und wenn er sich betrogen sieht, ihn grinzend vor Zorn den Zuschauern nach dem Kopfe schleudert. Das finden wir dann zum

Todtlachen, und bedenken nicht, daſs des armen Affen Thorheit der unſrigen bey weitem nicht nahe kommt. Er gehört der Erde, und fordert nur das von ihr, was ſie hat; uns ſchmiedet ein eigener Fluch an ſie, wir ſuchen auf ihr, was ſie uns nicht geben kann, nennen ſie dann ein Jammerthal, und ſind noch glücklich genug, wenn wir Fingerzeige nach einer beſſern Heimath auf ihr wahrzunehmen und die drückenden Bande etwas zu lüſten im Stande ſind. — Doch wohin bin ich gerathen? Meine Vorliebe zu Rom wollte ich bey Euch rechtfertigen; denn ich kann nicht läugnen, daſs dieſe alte Hauptſtadt der Welt mich mit tauſend unwiderſtehlichen Reizen gefeſſelt hat. Die Denkmale, welche Rom von drittehalb Jahrtauſenden her aus jedem Zeitalter aufzuweiſen hat, erhalten auch ohne Rückſicht auf Kunſt, als körperliche, ſinnliche Geſchichte, den Geiſt in unaufhörlicher Beſchäftigung, und erinnern ihn faſt bey jedem Fuſstritt an irgend eine merkwürdige Begeben-

heit. Die Menge der erhabensten Werke, die des Menschen Geist je ersann, seine Hand je verfertigte; der beständige Zusammenfluss von den besten Künstlern aller Art; unter den Einwohnern selbst jene reizende, edle Formen, welche Raphael begeisterten, und ihm noch heute sitzen könnten; dabey ein Geist, welcher selbst der Verderbtheit des Zeitalters nicht ganz erliegt, und sich auch in dem zerlumpten Bettlergewande auf mancherley Weise hervorthut: das Alles vereinigt sich, um mit jedem Tage jedem unserer Sinne neues Entzücken abzugewinnen, und den fliehenden Fuss des Wanderers hier zu fesseln. Diesen und ähnlichen Betrachtungen hing ich nach, als wir durch die Gassen zu der Stadt hinausfuhren. Ich sah bald an der Antoninischen Säule, dann an dem hohen Colisseo und zuletzt an dem Lateranischen Obelisk noch einmal hinauf, hätte gerne rechtsum gemacht, wenn es allein von mir abgehangen hätte; so aber waren wir bald aus dem

Thor und in freiem Felde. Ruinen von alten Grabmälern und eine lange Wafferleitung war Alles, was die wüfte Campagna unfern Blicken darbot; — ein grofser Kirchhof, deffen Anficht auf jeden nicht ganz leichtfertigen Menfchen einen gewaltigen Eindruck machen mufs, und mich in tiefe Schwermuth verfenkte. Was das hier vor 1800 Jahren für ein Getümmel gewefen feyn mag; wie voll von Leben und raftlofer Thätigkeit! Wo war je ein folcher Schauplatz von Tugenden und Laftern, Ehre und Schande, Herrfchfucht und Knechtfchaft? Wo zeigte fich die Menfchheit lichter und fchöner? und wo fank fie tiefer zur blofsen Thierheit hinab? Die ganze Gefchichte des ungeheuern Coloffes erwachte in meinem Gedächtniffe. — Eine kräftige Kindheit, eine glänzende Jugend, ein fcheufsliches Alter und ein langwieriges eckelhaftes Sterben. — Was bleibt jetzt übrig von allem diefen Leben und Streben, von den Millionen, die fich hier fchlachteten, um ein elendes

thierisches Daseyn gegen einander zu behaupten? Trümmer und Steinhaufen, einer an dem andern — lauter Gräber, Bilder des starren Todes in unabsehlicher Ferne. Was ist der Mensch? was war er, was wird er seyn? Wie unzählige Male ist das nicht gefragt worden; aber trüber und dumpfer, als noch je, ertönte diese Frage jetzt in dem Innersten meiner Seele, und erschütterte mich durch und durch.

Gegenstände ganz anderer Art erweckten mich indessen bald aus meinem Trübsinn. Es war ein schöner heller Februartag. Fast schien die Sonne zu warm durch die milde Frühlingsluft. Die Ebene prangte mit Crocus und Veilchen, den ersten Boten des kommenden Lenzes. Mir war, als säh' und hörte ich alles keimen und sprossen, und die Luft, die ich einathmete, schien mir reines Leben. Hie und da zwitscherte ein Vogel. Die Leute ruheten von der Arbeit, weil es ein Festtag war, und wirklich schien es

ein Feſttag zu ſeyn im Himmel und auf der Erde; eine frohe herrliche Feyer, die ſich nicht beſchreiben läſst. Wir Alle wurden bald mehr als gewöhnlich heiter, und auch ich ſah nicht mehr ſo finſter an den alten Grabmälern hinauf. — Wer vermöchte ihm auch zu widerſtehen, dieſem allgewaltigen Zauber der Natur? Sie berührt den Menſchen mit der Spitze eines Fingers, wie meines Michel Angelo's Herrgott den auflebenden Adam, und wandelt den dürreſten Trübſinn bald in ſtille flieſſende Wehmuth, bald in trunkenen Freudentaumel, wie es ihr gefällt. Immer dieſelbige nach Jahrtauſenden, und immer neu mit jedem werdenden Tage; voll tauſendfacher Reize in ihrer höchſten Einfalt, und doch nur Eine in ihrer gröſsten Mannigfaltigkeit. Sie iſt in dem duftenden Veilchen, wie in dem rauſchenden Ocean; in dem jungfräulichen Grün der Maibuche, wenn Thau und Regen von ihr triefen, wie in ihrem bunten Herbſtgewande an der alternden Felſen-

wand; in dem werdenden Schimmer des Morgens, wie in dem ſcheidenden Abendroth. Wer ihr vertraut, dem reicht ſie ihre Hand willig, öffnet ihm Auge, Ohr und Herz, und er vernimmt unzählige Dinge, die Andern Thorheit ſind. — Laſst mir dieſen Stolz: ſo oft ich in dieſes Heiligthum hineinſchauen darf, fühle ich mein ganzes Daſeyn belebt mit neuer Kraft, und leicht wie mit Adlersflug erhebt ſich mein Geiſt aus der Tiefe des Oceans bis auf die Spizzen der ſchneebedeckten Alpen — Es iſt meine höchſte Weisheit. Der Menſch, dem nie ein Strahl dieſes Lichts erſchien, nie dieſe gewaltige Harmonie ertönte; der nie ſeine Schwachheit über ſeiner Kraft, ſeine Niedrigkeit über ſeiner Herrlichkeit, ſeine Thorheit über ſeiner Göttlichkeit vergaſs: der muſs ſehr ſtumpf von Sinn und Herz ſeyn. Der Theil der Menſchen, der am meiſten mit der Natur lebte, war von jeher der beſte, und iſt es noch. Ueber Völker, welche Handel und Gewerbe

immer in Mauern zusammendrängt, zieht sich nach und nach eine Schwiele, unter welcher das Herz selbst erstarrt.

Noch veränderte die Gegend sich wenig, und auch mir drang sich natürlich die Frage auf, warum doch diese weite Ebene, welche Rom von allen Seiten umgiebt, so wenig bewohnt und angebaut und nur durch ihre Trümmer herrlich sey? eine Frage, welche schon unzähligmal aufgeworfen und eben so oft mit einem verächtlichen Seitenblick auf die päbstliche Regierung beantwortet worden ist. Der gute, selige Büsching meinte, die Bewohner des Kirchenstaats wären so gedrückt, arm und träge, dass sie nothwendig Hungers sterben müssten, wenn der liebe Gott nicht einen Ueberfluss an Datteln und anderen Früchten in ihrem Lande beynahe von selbst wachsen liesse. Es ist bekannt, dass Datteln, selbst an der äussersten Spitze von Calabrien, und um das heisse Catania nur selten

geniefsbar werden, und die Dattel-Palmen, die man in dem unterften Italien und Sicilien, ja felbft in Rom fieht, find blofs eine Zierde der Gärten. Diefes Beyfpiel eines fo verdienftvollen und fleifsigen Mannes, als Büfching war, und eines fo groben Irrthums, macht es auffallend, wie fehr es bey uns Sitte geworden ift, mit den Befchuldigungen, die man dem Päbftlichen Stuhl und feinem Drucke macht, es fo genau nicht zu nehmen, und wie man die Augen öffnen mufs, um fich durch das faft einftimmige Vorurtheil nicht blenden zu laffen. So vielfach die Hinderniffe feyn mögen, die der Staat hier dem Fleifs und der Betriebfamkeit feiner Bürger in den Weg legt, fo kann ich mir doch die Verfaffung nicht denken, welche die Gefilde um eine Stadt von 180,000 Einwohnern nothwendig zu einer Wüfte machen müfste, und wobey diefe Stadt und diefer Staat doch noch beftehen könnte. Auch erfordert es nur ein gefundes Auge, um zu fehen, dafs nur die

Gegend um Rom, die grofse Ebene zwifchen den Gebirgen und der Seeküfte, fo ganz wüfte ift. Die mittlern und nördlichen Provinzen des päbftlichen Staats find zum Erftaunen bewohnt und angebaut; ja fie ftreiten an Reichthum und Anmuth mit den üppigften Gegenden Italiens um den Vorzug. Die Urfachen der Entvölkerung und Unwirthbarkeit der Gegend um Rom fcheint mir theils in den Schickfalen diefes Landes, und vorzüglich in der Natur des Bodens und der Luft zu liegen. Unter den Worten, welche Livius der Legion, die fich unter dem Confulat des C. Marcius Rutilus und Q. Servilius (A. V. 413.) wider den Staat empörte, in den Mund legt, ift ein Fluch „über die verpefteten und dürren Gefilde von Rom," welche dort mit dem paradififchen Campanien verglichen werden. Dergleichen Stellen finden fich bey den Alten mehrere, und nirgend wird die Fruchtbarkeit des Römifchen Bodens gerühmt. In den alten Römern felbft

sehen wir lauter Menschen, die in dem Schweiss ihres Angesichts den Acker bauen musten, und so zu Männern aufwuchsen, dergleichen kein Campanien erzeugt. In den spätern Zeiten der Republik und unter den Kaysern brachte kein vornehmer Römer die schöne Jahrszeit in der Römischen Ebene zu; sondern alle hatten ihre Landhäuser in oder an dem Gebirge zu Tusculum, Alba, Tibur, bis nach Formia und Neapel. Unfruchtbar und ungesund waren also diese Gegenden von jeher.

Das Uebel der bösen Luft scheint, wie in ganz Italien, so auch hier, in neueren Zeiten zugenommen zu haben, und jetzt ist es so weit damit gekommen, dass man in dem grössten Theil der Römischen Ebene, von der Küste bis an das Gebirge, und in den Tibergegenden der Stadt selbst, während der Herbstmonate nur mit Lebensgefahr schlafen darf. Dieses halte ich für die Hauptursache der Entvölkerung der Campagna,

und glaube doch, daſs der Boden noch weit ſchlechter als ſelbſt die Luft ſeyn muſs, um das Daſeyn einer ſolchen Wüſte bei einer ſo groſsen Stadt ganz zu erklären.

Endlich hatten wir doch das Ende dieſes traurigen Schauplatzes erreicht, und die mit Gärten und Landhäuſern beſäeten Berge von Frascati verbargen ſich hinter den nahen Hügeln von Castel-Gandolfo und Albano. Jenes iſt ein Sommerpallaſt des Pabſtes mit einem Flecken, der die ganze Campagna und den ſchönen Albaniſchen See überſieht; dieſes ein kleines artiges Städtchen, wo viele vornehme Römer die ſchöne Jahrszeit zubringen. Von Albano nach Caſtel-Gandolfo führt ein Weg unter hohen Bäumen beinahe auf ebenem Boden. Man hat die ganze weite Campagna ſtets zu ſeinen Füſsen; nordweſtlich entdeckt man noch immer die hohe Sankt Peters-Kuppel und ganz Rom, wie unter ihrem Schatten. Hinter Rom zeigt ſich die mahleriſche Spitze des

Soracte, welche jetzt mit Schnee bedeckt war, gerade ſo, wie Horaz ſie in einem Wintergedicht beſchreibt:

Siehſt du den Soracte, wie er
da ſteht, weiſs von hohem Schnee? *)

Nördlich zog ſich die lange, ſchöne Kette der Appenninen von Toscana bis nach Abbruzzo, auch ganz bedeckt mit Schnee. Je mehr dieſe weite Ausſicht mich ergötzt hatte, deſto erſtaunter ſtand ich gleich hinter Caſtel-Gandolfo an dem Rande eines groſsen und tiefen, rund verſchloſſenen Beckens, deſſen Boden der ſchöne Albaniſche See einnahm. Mancherley Buſchwerk bedeckt den Rand, des Beckens, bis an die Ufer des Sees, und hängt über der Fläche des Waſſers. Hinter uns verdeckten kleine Höhen die Römiſche Ebene und das ferne Gebirge; vor uns lagen

*) *Vides vt alta ſtet nive candidum Soracte? Horat. Carm. Lib. I. Ode IX.*

die reizenden Höhen von Genzano, bekleidet mit schönen Castanienwäldern, Landhäusern, Flecken und Dörfern. So wie man an den See hinabsteigt, verliert sich auch diese Aussicht; man sieht nur ihn und seine, sich auf allen Seiten gleichförmig erhebenden, Ufer, hört nur das Rauschen der Bäume und das Plätschern der Zweige, die der Wind in das Wasser taucht. — Eine ganz eigene Welt, deren Ruhe und Einsamkeit einen unbeschreiblichen Eindruck macht. Unten erstaunt man noch über das prächtige Werk, welches der grosse Camillus während der Belagerung von Veji vollbrachte: einen langen, unter dem Berge gegrabenen Canal, wodurch der See seinen Abfluss in das Meer hat. Der Eingang ist mit grossen Quadersteinen bekleidet, und gleicht einer tiefen Höhle, die sich in unabsehliches Dunkel verliert, und in welche das Wasser wie ein Bach sich ergiesst. Unser Führer hatte kleine Wachskerzen mitgenommen, welche auf Bretchen gepflanzt, angesteckt und auf das Wasser ge-

ſetzt wurden. Dieſes nimmt ſie mit ſich fort, und man kann den Schein der Lichter eine groſse Strecke verfolgen.

Was ich hier vom Albaner-See erzähle, iſt eine Einſchaltung; ich ſah ihn eigentlich ein anderesmal. Von der groſsen Heerſtraſse liegt er abwärts. Wir fuhren heute gerade durch Albano, und ſo wie man aus dem andern Thore kommt, eröffnet ſich die Gegend, deren ich vorhin erwähnt habe. Man kann keinen gröſsern Abſtich erdenken, als ſich zwiſchen der öden, nur mit Trümmern vergangener Herrlichkeit prangenden Campagna und dem blühenden Jugendglanze befindet, der dieſe Hügel und Thäler bekleidet. Viele artige Landhäuſer blicken zwiſchen hohen Cypreſſen und dem weiten Schatten der Pinien und immer grünen Eichen hervor. In den Gründen ſind ſchöne Alleen von Eichen und Nuſsbäumen, die uns in unſere liebe Schweiz und Savoyen verſetzten. Mit allem dem wechſelt eine

ſolche Menge von niedlichen Oertern, als ob alle Bewohner der Campagna ſich hierher geflüchtet hätten. Die meiſten dieſer Oerter ſind aus den erſten Zeiten der Römiſchen Geſchichte bekannt, und daher ruht auf dieſer ganzen Gegend, die ich den Spielplatz der Römer nennen möchte, ein Duft von Alterthum und Dichtung, welcher ſie für den Reiſenden noch anziehender macht, und ſeine Einbildungskraft unaufhörlich beſchäftigt. So liegt zwiſchen ſchönen Ulmen das jetzt geringe Städtchen La Riccia (ehemals Aricia,) deſſen Urſprung bis zu den Siculern, den älteſten Bewohnern Italiens, hinauf reicht. Die einzige Merkwürdigkeit in dem Ort iſt eine kleine von Bernini erbauete Rotonda, worin er ganz der Proportion des Pantheons gefolgt ſeyn ſoll.

Hinter dem Flecken Genzano erweiterte unſere Ausſicht ſich wieder. Rechts glühte das Meer von den Strahlen der ſinkenden Sonne; links zog ſich die Kette des Gebirges in unabſeh-

licher Ferne. Es war noch Tag, als wir die Stadt Velletri, den Ort unſerer Nachtruhe, erreichten. Ihr wiſst, daſs dieſes alte Velitrae ehemals eine Hauptſtadt der Volſker war, und auch wir gedachten dieſer alten Erbfeinde des Römiſchen Namens, die ihre Freyheit ſo lange und ſo tapfer gegen die unbändigen Dränger aller Völker behaupteten, in Ehren. Der Ort liegt auf dem Abhange des Gebirges, über den Pontiniſchen Sümpfen, in einer ungemein fruchtbaren und lachenden Gegend; die Berge ſind zum Theil mit ſchöner Waldung bedeckt, und dahinter zeigen die Appenninen ihre weiſſen Häupter. Auf der andern Seite ſieht man über die Sümpfe hinaus bis auf das weite Meer, aus dem in grauer Ferne einige Inſeln emporſteigen. Die Stadt ſelbſt iſt nicht übel gebauet, enthält verſchiedene Palläſte Römiſcher Groſsen und etwa 14,000 Seelen. Da es ein Feſttag war, hatten wir Gelegenheit, das Volk zu beobachten, welches wir ausgezeichnet ſchön fanden. Inſonderheit waren die Wei-

ber sehr wohlgestalt, hatten schöne schwarze Augen und einen edlen Anstand. Merkwürdig ist ein Museum des Cardinal Borgia, welches wir aus Zeitmangel nur durchlaufen konnten, und auf dem Markte eine Bildsäule Pabsts Urban VIII. (Barberini) in Erz.

Nach einem so schönen Tag wollten wir auch den Abend nicht ungenossen lassen, und machten uns hinaus. Der Mond schien freundlich auf uns herab, und erleuchtete schwach, hier das ferne Gebirge, und dort die unabsehliche Ebene, über die der Abendduft einen leichten Flor breitete. Sirius funkelte durch die heitere Luft mit ungewöhnlichem Glanze, und unter ihm bemerkte ich froh eine Menge Sterne, die in unsern Gegenden nie aufgehen. Wir alle freuten uns des sinkenden Pols und der uns immer näher kommenden südlichen Welt. In den Sümpfen tanzte ein Irrlicht, welches uns lange beschäftigte. — Auf der ganzen Natur lag eine feierliche Ruhe, ein sanfter Schlaf,

der zu dem festlichen Leben und Wachen des Tages herrlich stimmte. Wir gingen ungern nach Hause.

Freitags den 3ten Morgens war die Sonne schon hell und rein über den Bergen aufgegangen, als wir aus Velletri und an dem fruchtbaren Abhange der Hügel auf der Appischen Strasse hinabfuhren. Wir erwarteten von unserer heutigen Tagreise durch die Pontinischen Sümpfe wenig Gutes; fanden aber über unsere Erwartung viele Dinge, die uns beschäftigten und erfreuten. Acht Miglien von Velletri liegt der Flecken Cisterna, welcher mit seinem stattlichen Schlosse einem Prinzen von Caserta gehört. Ehemals lagen hier die Tres tabernae, wohin die Römischen Jünger dem heiligen Paulus entgegen kamen, und nahe dabey das Forum Appii. Die Luft wird hier in den Sommermonaten schon sehr schädlich; jetzt erfüllte der Lebenshauch des jungen Frühlings sie so ganz, dass wir weder an böse Luft noch an

Sümpfe denken konnten. In einigen schattigen Haynen hoher Wintereichen, die um Cisterna liegen, sangen Vögel ihr Morgenlied. Rechts und links stehen hohe Wälder, zwischen denen grosse Wiesen sich gleich einem sanftgrünen Teppich ausbreiten, und durch zahlreiche Heerden weidender Büffel belebt warden. Hinter uns zeigten sich noch immer die reizenden Hügel von Velletri. Ganz besonders ist mir in dieser Gegend die unglaubliche Menge Epheu aufgefallen; ich sah' ihn an vielen Bäumen bis in die Spitze hinaufsteigen, und sich dann in mahlerischen Kränzen über ihre Kronen ergiessen, besonders bekleidete er zauberisch - schön die Trümmer alter Grabmäler, die man häufig zu beyden Seiten des Weges sieht.

Eine Brücke oder vielmehr ein gemauerter Damm von unabsehlicher Länge zeichnet den Eintritt in die Pontinischen Sümpfe aus, und jetzt hatten wir also das Werk vor Augen, des-

ſen bloſse Unternehmung das Andenken des jetzigen Pabſtes ſchon mit Segen und Ehre krönen müſste, wenn es auch minder weit gediehen wäre, als der Augenſchein beweiſt. — Die von dem ältern Plinius angeführte Stelle Mutians, nach welcher dieſe Moräſte in den älteſten Zeiten die fruchtbarſten Gefilde geweſen ſeyn, und 23 Städte enthalten haben ſollen, wird von vielen für miſsverſtanden gehalten, und ich muſs geſtehen, daſs ich die Zweifel dieſer Vielen von ganzem Herzen theile. In den frühern Zeiten der Römiſchen Republik waren hier gewiſs ſchon Sümpfe, und erhielten ihren Namen von der Volſkiſchen Stadt Sueſſa Pometia, die der jüngere Tarquin eroberte, und das Römiſche Volk hernach zu einer Colonie machte. Appius Claudius Coecus lieſs unter ſeinem Conſulat zuerſt den groſsen Damm aufwerfen, welcher der nach ihm benannten Landſtraſse zum Grunde lag. Der Conſul Cornelius Cethegus unternahm ſchon im Jahr Roms 591 die Austrocknung der Pontini-

fchen Sümpfe, und brachte fie zu Stande. Auguft liefs den grofsen Graben längs der Appifchen Strafse von dem Forum Appii bis zu dem Tempel der Feronia ziehen, fo, dafs man nach Belieben zu Waffer oder zu Lande fahren konnte. Er, Trajan und Theodorich der Grofse liefsen auch die Appifche Strafse beffern, und die Sümpfe austrockenen; fie wurden aber mit der Zeit immer wieder vernachläffigt und die Graben zugefchlemmt. In dem mittlern Zeitalter ging der ganze Weg und Canal zu Grunde, und die Sümpfe verbreiteten ihre tödtliche Luft zuletzt fo weit, dafs man fchon in Rom ihre Wirkung zu fpüren anfing. Viele Päbfte äufferten den Willen, dem Uebel zu fteuren; einige verfuchten es fogar; allein Allen gebrach es an dem Eifer und Muth, ohne die ein folches Werk nicht gedeihen kann. Der thätige Pius VI fafste endlich einen folchen ernftlichen Entfchlufs, und hat ihn während feiner langen Regierung mit unfäglichem Koftenaufwand und unerfchütter-

licher Standhaftigkeit durchgefetzt, fo dafs feine Nachfolger das Werk jetzt nicht wohl mehr mit Ehren liegen laffen können. Die ganze Appifche Strafse ift neu aufgedammt, und der grofse von August gezogene Canal wieder breit und tief gemacht worden. Grofse Brücken find gebaut und überall durch die Sümpfe Graben gezogen worden, um die Bergftröme, die fich von dem Gebirge herabftürzen und in der Ebene ftocken, dem Meere zuzuführen. Zu beyden Seiten des Weges fieht man grofse Strecken des fchönften Saatfeldes, wo ehemals nur Schilf und Rohr ftand; und man hat auch angefangen, überall Bäume anzupflanzen, um den Boden zu befeftigen. Die Heerftrafse läuft 20 Miglien, 6⅔ Stunden, Weges in gerader Linie fort, ift zu beyden Seiten mit Bäumen bepflanzt und überhaupt eine der prächtigften und bequemften, die ich je gefehen habe. Ich weifs wohl, wie verfchieden von Römern und Fremden über diefes grofse Werk geurtheilt wird, und bin weder un-

terrichtet noch Kenner genug, um nicht alle diese Urtheile an ihrem Ort gestellt seyn zu lassen. Es mag seyn, dass die Abwässerung und manches andere hätte zweckmässiger bewirkt werden können; aber mich verdriesst der hämische Neid und die Tadelsucht der meisten Römischen grossen und kleinen Müssiggänger, die in diesem ganzen Werke nur den verhassten Papa Braschi di Cesena sehen, den Mann, der im Staube geboren ward, und, was sein ärgster Fehler ist, so wenig Gefälligkeit hat, nach einem 18 jährigen Besitz den päbstlichen Stuhl noch nicht zu räumen. Dass doch die meisten Menschen das Böse so viel schneller und auch so viel lieber bemerken, als das Gute! Ich sah hier schwarzes Moor verwandelt in junge Fluren, sah Menschen wohnen, wo sich vor wenig Jahren viele Monate hindurch Niemand zum schlafen hinlegen durfte, sah Städte, deren Bevölkerung sich verdoppelt hatte, sah überall steigende Fruchtbarkeit, Gesundheit und Leben, und ich segnete den

den Mann, durch den dieses Alles geworden war. — Diese Gegend ist nicht die einzige, die den Segen einer wohlthätigen Regierung fühlt. Der Anbau der ganzen Campagna und der Stadt Rom selbst nimmt von einem Jahre zum andern zu. Handel und Wandel kommen in Aufnahme, und die Städte an dem Adriatischen Meer, wo das Verkehr am gröſsten ist, Ancona und Sinigaglia, schienen mir seit kurzem fast zur Hälfte neu gebauet zu seyn. Ueberall sind neue Landstraſsen angelegt worden, und die alten werden verbessert. Selbst der Nepotismus, welcher auch dem gegenwärtigen Pabst nicht ohne Grund vorgeworfen wird, und immer ein groſses Unglück für einen Staat ist, wird doch von ihm lange nicht so weit getrieben, als von den Meisten seiner Vorgänger, und das Vermögen des Prinzen Braschi soll nicht an den fünften Theil desjenigen reichen, welches Pabst Paul V (Borghese) in einer ungleich kürzeren Regierung für seine Familie gesammelt hat. — Gut! Alles

Gut! höre ich einen Römer sagen; aber Papa Braschi di Cesena — und achtzehn Jahre!!

Neben dem Wirken und Schaffen um uns her beschäftigte uns auch die Menge der grofsen und kleinen Vögel, die in den Moräften reiche Nahrung finden, und den Genufs des Frühlings mit uns zu theilen schienen. Auch unser lieber Kleiner, der an Allem, was sich rührt, den lebhaftesten Antheil nimmt, brach in laute Lobeserhebungen der Pontinischen Sümpfe aus, und da er, als ein ächter Patriot, nicht leicht etwas Wälsches unbedingt lobt, so gab uns diese Auszeichnung der Moräfte nicht wenig zu lachen.

Unterdessen drückte uns selbst in dieser Jahrszeit die Luft so sehr, dafs wir uns eine Zeitlang gar nicht des Schlafens erwehren konnten, und gegen Mittag ward es wirklich heifs. Mit angebaueten Feldern wechselte das traurige Moor ab, welches bey allem menschlichen Bestreben noch immer einen grofsen Theil dieser

oden Fläche einnehmen wird; — aber wir brauchten nur aufzublicken, um das ganze Leben und Weſen der Alten faſt bis zur Sinnlichkeit lebendig in unſer Andenken zurück zu rufen. Hinter uns waren die lieblichen Hügel von Velletri noch nicht ganz verſchwunden. Links zog ſich die Kette des Gebirgs gegen das Meer; an deſſen Abhange wir auſser andern Orten auch noch das alte Cora und Setia, jetzt Sezza, ſahen. Vor uns ſchien ein hohes, mahleriſches Vorgebirge, das von den übrigen Höhen ganz abgeſondert, mitten in der Ebene liegt, gleich einer Inſel ſich immer mehr zu erheben. Monte Felice oder Monte Circello iſt ſein heutiger Name; Mons Circejus nannten es die Alten; Homer hielt es für eine Inſel, welche es zu ſeiner Zeit auch vielleicht wohl ſeyn mochte, und nennt es Ajaia.*)

---

*) Ἀιαίην δ'ἐς νῆσον ἀφικόμεθ' ἔνθα δ'ἔναιε
Κίρκη ἐϋπλόκαμος, δεινὴ Θεὸς αὐδήεσσα
Odyss. κ. 135.

Hier sahen wir also zum erstenmal Homerisches Land, jene Insel, die er zu einer ewigen Wohnung der Morgenröthe macht, den Sitz

---

Und wir kamen zur Insel Ajaia, diese bewohnte
Kirkä, die schöngelockte, die hehre melodische
Göttin.

Voss Uebers. 10 *Ges. V.* 135.

Ἀυτὰρ ἐπεὶ ποταμοῖο λίπεν ῥόον Ὠκεανοῖο
Νηῦς, ἀπὸ δ' ἵκετο κῦμα θαλάσσης ἐυρυπόροιο.
Νῆσον ἐς Αἰαίην, ἔθι τ' Ἠοῦς ἠριγενείης
Ὀικία καὶ χοροί ἐισι, καὶ ἀντολαὶ Ἠελίοιο.

Odyss. μ. 1.

Als wir jetzo die Fluth des Oceanstromes durchseegelt,
Fuhren wir über die Woge des weithinwogenden Meeres
Zur aiaiischen Insel, allwo der dämmernden Frühe
Wohnung und Tänze sind, und Hälios leuchtender Aufgang.

Voss Uebers. 12 *Ges. V.* 1.

der ſchönen Zauberin, die den irrenden Odyſſeus ſo lange zu feſſeln wuſste, das Utopien, worüber die tapfern Ithaker ihr Vaterland beynahe vergeſſen hätten. Noch trägt es in ſeinem Namen den zauberiſchen Duft, den der groſse blinde Dichter darüber verbreitet hat, und ſogar wuſsten die Bewohner der umliegenden Gegend uns von der Maga Circe zu erzählen. — So lebten wir hier, wo die Natur um uns todt ſchien, mit der Vorwelt! — Nur ein Schiffer ruderte auf dem Canal einſam an uns vorbey, und erinnerte mich lebhaft an unſern Horaz, der vor ungefähr 1800 Jahren auf eben dieſem Canal fuhr. Noch ſtrömt das Waſſer dahin, und trägt den ſchwankenden Kahn; noch ſingen zahlloſe Heere von Fröſchen den müden Wanderer hier in den Schlaf; noch muſs er mit den beſchwerlichen Mücken kämpfen, und noch erſchallen die Schäferlieder einſamer Schiffer; aber wo iſt der Dichter, der das bleibende Bild ſo treu und wahr entwarf? wo die Schaar der

Reisenden hin und her? wo das Rufen der Dreihundert, die keinen Raum in dem Schiffe hatten? Alles dahin? und ist von dem Allen denn nichts übrig, als das flüchtige Gemälde einer schönen Phantasie?

Ein schönes Bild hat auch Virgil von dieser ganzen Gegend entworfen.

Quis Jupiter Anxurus arvis
Praesidet, et viridi gaudens Feronia luco:
Qua Saturae jacet atra palus, gelidusque per imas
Quaerit iter valles atque in mare conditur Ufens.

Virg: Aeneid. Libr. VII. v. 799.

— Die Gefilde, die der Anxurische Jupiter beherrscht,
Und Feronia, die Göttin, die sich eines grünenden Hains erfreut;
Wo der Satura schwarzer Sumpf liegt, und kalt durch die tiefsten Thäler der Ufens
Seinen Weg sucht und sich in das Meer verbirgt.

Wirklich fuhren wir jetzt an dem mit schönen Pappeln besetzten Ufer des Oufente (Ufens) hinab, und zur Linken sprudelte auch die Quelle reich hervor. Dabey stand noch einiges altes Gemäuer, vielleicht von dem ehemaligen Tempel der Feronia; den schattigen Hayn aber, welchen Virgil hier hinsetzt, fanden wir zu unserm Leidwesen nicht mehr.

So vollendeten wir unsere Reise durch die Pontinischen Sümpfe, und waren gegen 3 Uhr Nachmittags zu Terracina, dem alten Volscischen Anxur,

Anxur, welches auf weitherscheinende
Felsen erbaut ist. *)

Wirklich liegt die Stadt auf einer Höhe, und wird daher in einer grossen Entfernung gesehen.

---

*) *Impositum Saxis longe candentibus Anxur. Horat. Serm. L. 1. Sat. V.*

Hätte die Natur auf einen Abſtich geſonnen, ſo würde ſie ihn nicht auffallender haben liefern können, als ſich zwiſchen der Wüſteney, die wir eben verlaſſen hatten, und der herrlichen Gegend von Terracina findet. So bald man die 20 Miglien lange Straſse durch die Sümpfe zurückgelegt hat, lenkt man um, und die ganze groſse Ebene iſt mit einem Male verſchwunden. Die Stadt liegt, wie geſagt, auf einem Berge, deſſen Abhang ſich bis an den Strand hinabſenkt, und aus lauter Gärten beſteht. Dieſe waren ganz voll groſser Oranien- und Citronen-Bäume, deren Zweige ſchwer beladen mit der goldenen Frucht zur Erde hinabhingen. Die Mandelbäume ſtanden jetzt auch in der höchſten Pracht ihrer Blüthe. Hier und da erhub eine ſchöne Dattelpalme ihr Haupt hoch über die niedern Obſtbäume, und Indianiſche Feigen, (eine Art Cactus) die hier wild wachſen, bekleideten in groſser Menge die Blöſſe des Felſens. Unten war das Meer, ganz ſtille, und wie lebendig

von einer Menge groſser und kleiner Fahrzeuge. Auf der Rhede lagen verſchiedene Schiffe vor Anker. Zur Rechten ſtand das Vorgebirge der Circe, gegen uns über drei ſchöne bergige Inſeln Palmirola, Ponza und Sannone, weiterhin Ventotiene, der Verbannungsort der Julia, der Tochter Auguſts, und zur Linken ſtiegen in grauer Ferne Iſchia und die zwey Spitzen des Veſuvs, wie kleine Wolken, aus der flachen See empor. An dem Strande hebt ſich eine Reihe ſchroffer Felſen, deren einer hoch und unerſteiglich über die andern hervorragt, und ins Meer zu ſtürzen droht. Neben der Stadt liegt ein Minoritenkloſter, und unweit davon, hoch auf dem Berge, eine groſse, aus einer Menge von Bogen beſtehende Ruine. An die Felſen kettet ſich die lange maleriſche Reihe der Appenninen. Das ganze war ſo hehr und doch ſo lieblich, wie ſichs nicht beſchreiben läſst! — Mir ward ganz wunderbar zu Sinne. Der herrliche Kranz von Früchten und Blüthen um die Stadt, die

Menge der füdlichen Gewächfe, die mir hier zum erftenmale in freyer Luft vorkamen, dann das weite Meer, dio Infeln, die malerifchen Felfen, und auch noch die Ruine hoch auf dem Berge, das alles war ganz dazu gemacht, die Phantafie in Bewegung zu fetzen, und ftellte mir hundert Träume, mit denen ich meine Kindheit gewiegt hatte, lebendig dar.

Nichts kann mich fo innig froh machen, als wenn ich in der Natur eine Gegend finde, die mit meinen kindifchen Idealen eine ferne Aehnlichkeit hat. Ach, fie waren fo felig die Stunden, wo ich mich in einem wüften Erker des Haufes oder in einem einfamen Winkel des Gartens verbarg, um nur ganz in meiner Zauberwelt leben zu können! Wie alle Vorftellungen da fo ausgemahlt, fo lebendig wurden! Berge, Wälder, Ströme, Meere, Alles lag leibhaftig von mir da, und fo grofs und fchön Alles; die Menfchen felbft wie gut, wie makellos waren

ſie nicht! Dieſe Allgewalt der Phantaſie, welcher nichts unerreichbar iſt, dieſe Huld, dieſe Reinheit, dieſe Zuverſicht, wohin ſind ſie entflohen? Vergraben in dem Gewühl der Wirklichkeit, in der Erinnerung ſo manches frühen Kampfes, in dem unſeligen Wiſſen deſſen, was gut und böſe iſt. Ich kann es nicht ſatt werden, dieſe Erinnerungen an die Jahre meiner Kindheit zurückzurufen. Immer werden ſie mir heilig bleiben, als die Morgenröthe meines Lebens! Wohl iſt ihrer das Himmelreich! — Doch wohin bin ich gerathen? Schadet nichts! auch dieſes war einer meiner ſchönſten Tage. Der Himmel war ſo heiter, die Luft ſo milde, Alles ſo lauter Frühling. Wir ſahen Erbſen in voller Blüthe, und in den Hecken Hollunder mit jungen Laub und Blumen; und es war der 3te Februar! — O, des unbeſchreiblichen Segens, der auf dieſen Gefilden ruht, und in jeder Zeit des Jahrs die reife Frucht neben der Blume und das friſche Grün der kleinern Staude neben

dem dürrenden Eichenblatt hervorzubringen weiſs! Wie groſs iſt nicht die Verſuchung, die hier ſo raſtloſe Natur in unſern rauhern Himmelsſtrichen der Trägheit zu beſchuldigen, und bey dem Anblick unſerer ſchneebedeckten Winterfelder über ſie zu murren! — Und doch hat ſie auch uns ſo manche ihrer Gaben zu eigen vertheilt. Womit möchten wir unſere prächtigen Eichen- und Buchenwälder wohl vertauſchen, die unſere Gebirge in ſanftes Grün kleiden und über unſere Ströme herabhängen? womit ſie ſelbſt, die ſo hehr und herrlich durch die Thäler eilen, und überall Segen verbreiten? Bricht nicht auch auf Deutſchem Boden der Frühling mit tauſendfacher Pracht des Blatts und der Blume hervor? und was iſt ſchöner als ein heller Herbſtmorgen, wenn die ſteigende Sonne den glänzenden Reif in Tropfen zu wandeln anfängt? Gewiſs auch hier behält mein Deutſches Vaterland für mich noch gleichen Werth, und ich betrachte es als einen der wichtigſten Vortheile

meiner Reisen, daſs ich die gerechte Hand der Natur erkennen lernte, die überall die Fülle ihrer Reize zu vertheilen weiſs, und gewiſs kein Land ganz verlaſſen hat.

So dachte indeſſen der Minorit nicht, der uns auf unſerm Spaziergange an dem Strande des Meeres begegnete, und da wir über verſchiedene Dinge Auskunft von ihm verlangten, uns freundlich zu einem Beſuch in ſein Kloſter einlud, um einen der ſchönſten Blicke auf die ganze Gegend zu werfen. Wir verſprachen zu kommen, und bald darauf war er in unſerm Wirthshauſe, um uns abzuholen. Als wir auf dem Wege mit ihm über das hieſige Clima und deſſen groſse Verſchiedenheit von dem Unſrigen ſprachen, ſagte er uns: er habe mit einem Deutſchen ſtudiert, und ſey ganz „capace del nostro clima“ *); wir wären jetzt und viele Monate

*) *Er kenne unſer Clima genau.*

hindurch „tutti ſepolti nella neve“*). Wirklich ſchien er mir von dieſer „Capacität“ ſo feſt überzeugt zu ſeyn, daſs ich es gar nicht verſuchen mochte, ihn aus ſeinen Irrthümern zu reiſsen; übrigens fehlte es dieſem guten Mönche weder an Kopf noch Herz. Bekannt mit der Geſchichte und den Alterthümern ſeines Wohnorts, beantwortete er unſere Fragen ſehr fertig, und zeigte uns auch jede Frucht und jedes Kraut des Gartens. Wir muſsten ſein Zimmer ſehen, deſſen Ausſicht er uns mit Entzücken als die ſchönſte des Kloſters geprieſen hatte, und fanden auſſer der Ausſicht noch eine gutgewählte kleine Bibliothek, die er ſich, wie er ſagte, von ſeinen Allmoſen geſammelt hatte. Bey dem letzten groſsen Ausbruche des Veſuvs, erzählte er, ſey das ganze Meer bis hierhin erleuchtet geweſen, und da habe er bey dem Abendeſsen immer die Lichter ausgelöſcht, um den „gran candeliere del

---

*) *Ganz vergraben in Schnee.*

mare" *) allein leuchten zu laſſen. Aus dem Garten hat man eine ungemein reizende Ausſicht über die ganze Gegend. Die Sonne war grade hinter dem Circejiſchen Gebirge untergegangen, und die Inſeln und der ferne Veſuv verſchwanden in dem Schatten der Dämmerung über der See, als wir von unſerm guten Mönch Abſchied nahmen. Geſchwinde brach er noch von den reifen Früchten des Citronaden-Baums zu unſerm Nachtiſch, und lud uns freundlich ein, bey unſerer Rückkehr wieder einzuſprechen. Wir gingen froh und innig zufrieden mit unſerer Bekanntſchaft nach Hauſe, und lieſsen uns die lang verſchobene Mahlzeit wohl ſchmekken.

Der Abend war ſo ſchön, und die Luft ſo milde, daſs wir uns auch heute nicht enthalten konnten, noch nach Tiſche einen Ausflug zu unternehmen. Es wurde ein Kahn gemiethet

---

*) *Den groſsen Meerleuchter.*

und in See geſtochen. Hell und rein ſchien der Mond auf die weiſsen Felſen, und kleine Silberwellen ſpielten um unſer Fahrzeug. Der Abendduft zog langſam und ſtille über die See, und die glatten Wellen leckten nur an der ſchroffen Klippe. Auf den gröſsern Schiffen, an welchen wir vorüberfuhren, vernahmen wir nur das Bellen der wachſamen Hunde. So ſchifften wir eine Weile umher, und ſangen das Lied von Elyſiſchen Gefilden. Auch Eurer gedachten wir, und wünſchten Euch zu uns; es war ein wunderbarer Friede in mir den ganzen Tag über, und der Abend ſelbſt ein Bild dieſes Friedens, von dem ich ganz durchdrungen mich zur Ruhe legte.

Sonnabend den 4ten Morgens verlieſſen wir vor Tages-Anbruch das alte Anxur. Cluver, unſer Noth und Hülfsleiter, lehrt mich, daſs dieſes der alte Volſciſche Name immer geweſen ſey, und die Griechen den Ort erſt ſpäter wegen ſeiner Unzugänglichkeit Τραχινη genannt

haben, woraus zuletzt Terracina geworden ift. Terracina war durch einen Tempel des Jupiter berühmt, und hatte auch einen Hafen, von dem im Meere noch Spuren zu fehen feyn follen. Die Ruine auf der Höhe des Berges über der Stadt war eine fefte Citadelle, die aus dem Jahrhundert Theodorichs des Grofsen feyn mag. In fpätern Zeiten war Terracina durch die böfe Luft fehr öde geworden; die Austrocknung der Sümpfe hat aber dem Uebel jetzt fchon fo weit abgeholfen, dafs die Krankheiten lange nicht mehr fo häufig find, und die Bevölkerung fich unter der gegenwärtigen Regierung beynahe verdoppelt haben foll. Man fchätzt fie jetzt auf 9000 Menfchen. Die Stadt ift häfslich, und die Gaffen enge. Unten an dem Strande hat der Pabft ein grofses Kornmagazin für diefe Gegenden und ein Zollhaus erbauen laffen.

Wir verliefsen bald den Strand, um der Kette des Gebirges zu folgen, und es war eben

Tag geworden, als wir die Gränze des Päbſt-lichen Gebietes erreicht hatten, und nach Vorzeigung unſerer Päſſe, womit man ſeit den Franzöſiſchen Unruhen ſehr ſtrenge iſt, durch das Thor Portella in das Königreich Neapel traten. Die Gegend verwandelt ſich bald auf eine ganz unerwartete Art. Das Meer verſchwindet, und ſtatt ſeiner ſieht man einen langen Landſee, welcher durch einen ſchmalen Erdſtrich von dem Meere abgeſondert wird. Dieſer ganze Damm iſt mit einem hohen Eichenwalde beſetzt, deſſen Bäume ſich auf der ſtillen Fläche des Waſſers zeichneten. Im Hintergrunde liegt das Städtchen Fondi, welches noch ſeinen alten Namen trägt, und ihn auch dem ſchönen See mittheilt. Das Städtchen iſt ſchlecht, aber ausgezeichnet durch die groſse Menge der Oranien- und Citronen-Bäume, die es rund umgeben und gleichſam beſchatten. Es ſind wahre Alkinoiſche Gärten. Wir gingen in einen derſelben hinein, um uns recht an der Fülle der

Schönheit zu laben, und felbft von den reifen Früchten zu brechen. Ich war bey dem erften Anblick ganz auffer mir vor Freude und Erftaunen. Der Baum hat die Gröfse unferer mäfsigen Obftbäume, aber feine Geftalt ift ungleich fchöner, und nichts ift ihm unnatürlicher, als der runde Kopf, den unfere Schneider-Gärtner ihm in den Töpfen auffetzen; dabey ift er dicklaubig, und faft in keinem Jahre fehlt es ihm an einer Menge von Früchten. Gewifs, auch die gröfsten und berühmteften Orangerieen in unfern Nordgegenden find nicht im Stande, uns einen Begriff von einem fchönen Oranien-Baume zu geben, und ich würde alle Abbildungen, die mir davon vorgekommen find, für Ideale halten, wenn ich nicht meinen Augen trauen müfste.

Alles vereinigte fich in diefem herrlichen Thale, um uns den Winter völlig vergeffen zu machen. Hier ragte Fondi nur eben aus dem

Oranien-Walde hervor, deſſen dunkles Laub mit dem reichen Segen der goldenen Früchte eine wunderſchöne Miſchung machte, und der ganzen Gegend ein unbeſchreibliches Anſehen von Ueppigkeit und Fülle gab. Der liebliche Duft verbreitete ſich über das ganze Thal. Rechts und links prangten die Felder mit der ſchon hochaufgeſchoſſenen Saat, und die Hecken mit wohlriechenden Myrthen und Lorbeern und der Coluthea, die in voller Blüthe ſtand. Auch der Raſen war voller Blumen, und die Luft ſo milde und warm, als ſie es bey uns an dem ſchönſten Apriltage nur ſeyn kann. Von dem Berge S. Andrea, an dem wir jetzt hinauffuhren, hat man noch einen ſchönen Blick auf das liebliche Thal und die ferne Rhede von Terracina. Der Berg ſelbſt war auf dieſer Seite ein nackter Felſen, und nur eine Menge von Ruinen Römiſcher Landhäuſer zeugt vom ehemaligen Anbau. Auf der Höhe liegt der Flecken Itri, mitten in einem groſsen Oelwalde, der auch die ganze

andere Seite des Berges einnimmt. Hier ſahen wir zuerſt den Jahannisbrodbaum, der bey uns nur zu einer mäſsigen Staude wird. Er iſt nicht ſehr hoch, aber ſeine ſchöne Krone breitet ſich auſserordentlich weit aus. Zuweilen ſenken die Zweige ſich bis zur Erde hinab, und faſſen wieder Wurzel, ſo, daſs ein einzelner Baum oft einem ganzen Buſche gleicht. Das Laub, welches überwintert, iſt ſchön hellgrün, und die bohnenartige Frucht dient Menſchen, beſonders aber dem Vieh zur Speiſe. Der ganze Abhang des Berges iſt voll von dieſen ſchönen Bäumen. — Zur Rechten des Weges läſst man die Ruine des alten Thurms liegen, bey welchem Cicero ſein Leben verlor. Wir gedachten des edlen, durch und durch liebenswürdigen Mannes, der für ſein verderbtes Zeitalter zu gut war, und deſſen Leben, und welch ein Leben, dem grauſamen Muthwillen ſolcher Menſchen dahin gegeben wurde! Wer kann ohne Schaudern an jene Tage denken, und wen werden die

unſrigen nicht an ſie erinnern? — Doch nicht dahin! In Italien laſst mich bleiben. Iſt nicht hier jetzt das Land des Friedens?

Ungefähr um Mittag langten wir in dem Flecken Mola di Gaëta, dem alten Formia, an. Die alten Römer hatten hier viele Landhäuſer, unter welchen Cicero's Formianum bekannt iſt. Unſer Wirthshaus lag am Strande des Meeres, und wir ſahen uns auf einmal wieder in einer ſo zauberiſchen Gegend, daſs wir unſchlüſſig waren, ob wir ihr oder Terracina den goldenen Apfel zuwerfen ſollten. O, es iſt wunderbar dieſes Element, welches ſich uns täglich unter andern Geſtalten zeigt, und unergründlich ſind ſeine Schätze! So manchen Tag verlor ſich nun ſchon mein Blick in ſeinen Fluthen, und immer war es heute anders als geſtern, und immer gleich groſs und herrlich. Wo es ſich zeigt, da theilt es auch nackten Küſten ſeinen Zauber mit; und die ſchönen werden zu Paradieſen.

Mola liegt an einem groſsen und ſchönen Meerbuſen, welcher rings umher von einer mahleriſchen Bergkette eingeſchloſſen wird. Zur Rechten tritt in mäſsiger Entfernung ein abgeriſſenes Vorgebirge weit in das Meer hinein, und hängt nur durch einen ſchmalen Strich Erde mit dem feſten Lande zuſammen. Auf dieſes Vorgebirge ſind Stadt und Caſtel Gaëta erbaut, und ſcheinen aus dem groſsen Gewäſſer wie emporzuſteigen. Den ganzen Raum zwiſchen Gaëta und Mola nehmen die Vorſtädte ein, die aus lauter freundlichen weiſſen Häuſern beſtehen. Abwechſelnd mit den Häuſern zieren ſchöne Gärten voll Oranien, Mandel- und anderer Fruchtbäume den Strand. Die Berge ſind mit mancherley Gebüſch und beſonders mit groſsen Oelwäldern beſetzt. So iſt das ganze Geſtade, in einer Strecke von 2 Stunden, bewohnt und bebaut, und bekleidet mit allem Zauber des ſüdlichen Himmels und des Alles belebenden Oceans. Zur Linken ſieht man die erhabene

Kette der Appenninen bis jenſeits Neapel, und unter ihnen erhebt hier und da eine hohe Schneekuppe ihr glänzendes Haupt über die andere. Hinter dem Miſeniſchen Vorgebirge, welches auf dieſer Seite den Meerbuſen ſchlieſst, tritt jetzt der Veſuv mit ſeinen beyden hohen Spitzen deutlich hervor, und in grauer Ferne begränzen die Gebirge von Sorrento die Ausſicht. Vorn iſt die weite hohe See, aus welcher hier die ſchönen Bergſpitzen von Jſchia und dort die felſichte Capri emporſteigen.

Wir weideten uns noch an dieſer entzückenden Ausſicht, als ein Mann, deſſen Zopf mehr als ſeine halbe Länge maſs, wie gedrechſelt in das Zimmer trat, und ſich uns als Caffetier-Cicerone vorſtellte. Die ſonderbare Verbindung der beyden Aemter, deren jedes ſein eigenes groſses Anſehen bey mir behauptet, gab uns eben ſo viel zu lachen, als der zierliche Anſtand des Polyhiſtors; indeſſen nahmen wir doch ſeine

Dienſte an. Nach der Mahlzeit, welche uns und unſere Magen mit allerhand uns ganz neuen Erzeugniſſen des Meeres bekannt machte, verrichtete er erſt das eine Amt, und ſchickte ſich hierauf, durch behende und abgemeſſene Anlegung eines groſsen Mantels, zu der Verwaltung des andern an. Man ſah recht deutlich, wie der ganze Caffetier unter den Mantel des Cicerone huſchte, und der Mann ſich jetzt für ein Weſen höherer Art hielt. Wir gingen zuerſt eine Quelle nahe bey dem Orte zu beſuchen, welche von vielen, die nach Anleitung der alten Römer den Hafen der Läſtrygonen hieher verſetzen, für Homers Artakia gehalten wird. Wirklich ſprudelt hier in einem kleinen Garten, an dem Abhänge des Berges, eine herrliche, reiche Quelle hervor. Ein dickſchattiger Lorbeer hing über die Quelle hinab, und ein herrlicher Kranz von ſchwerbeladenen Oranien-Bäumen ſtand auf dem blumigen Raſen um ſie herum. Der Platz war ſchön, und wohl werth, von Homer beſungen

zu werden, wenn er ihn auch nicht gekannt hat. Von hier führte uns unser würdiger Cicerone zu der Villa seines grossen Anherrn Marcus Tullius. Die weitläufigen Substructionen, welche hier la villa di Cicerone genannt werden, erstrekken sich weit in das Meer hinein, und haben wahrscheinlich zu mehr als einer Villa gehört. Ob Cicero's Landhaus hier wirklich gewesen sey, kann ich nicht entscheiden; indessen ist die Lage zur Rechten der Appischen Strasse, gerade so, wie Cicero selbst sie beschreibt; weit von hier kann also der Ort nicht seyn. Wie oft und gern mag der Gute, Vortreffliche vor dem Gewühl der Geschäfte und dem schändlichen Gewirr seiner Zeitumstände hier eine Zuflucht gesucht haben, um unter einem milden Himmel, in der entzückenden Gegend, der hohen Weisheit und der herrlichen Natur zu leben! War doch sein Herz so voll und gross! Ein dunkles Oranienwäldchen beschattet diesen Platz, und hier tranken wir zu des edlen Mannes Andenken

gern ein Glas von dem Weine, den der Eigenthümer des Gartens uns anbot. — Wir ſtiegen aus dem Garten in ein kleines Schiff, welches uns bald über die ſtille See in den Hafen von Gaëta, einen der ſicherſten des Königreichs, brachte. Die Stadt ſelbſt iſt ziemlich wohlgebaut, und ſoll nebſt den Vorſtädten etwa 16,000 Seelen enthalten, die von einem beträchtlichen Gewerbe reiche Nahrung haben. Unſer Cicerone führte uns auf das Caſtel, und wo wir eine ſchöne Ausſicht erwarteten, fanden wir eines der ſonderbarſten und gröſsten Spiele der Natur, die ich je geſehen habe. In dem Felſen iſt ein groſser Riſs, beynahe von dem oberſten Gipfel bis tief in das Meer, welches ſich gleich einem Strom mitten hindurch drängt. Beyde Maſſen verbindet ein groſses Felsſtück, welches, wie von oben herabgefallen, in der Mitte der Spaltung hängt und einer Brücke gleicht. Mitten auf dieſer Brücke ſteht eine Capelle, die ein berühmter Wallfahrtsort iſt; denn man giebt vor,

dieſer Felſen ſey durch das Erdbeben bey dem Tode Chriſti geborſten, und der Gedanke an irgend ein Erdbeben iſt wohl ſehr natürlich. Dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt es begreiflich, daſs der Ort ſehr heilig gehalten wird, und eine groſse Menge von Pilgrimmen hieher zieht. Durch eine Oeffnung jenes groſsen Felſens, die einem Thore gleicht, ſteigt man eine Treppe hinab, und gelangt ſo auf die natürliche Brücke und in die Capelle. Alles vereinigt ſich, um dem frommen Pilgrimm gleich bey ſeinem Eintritt in dieſen Ort ein heiliges Grauen abzugewinnen. Ein ſchwaches, dämmerndes Licht fällt durch die enge Spaltung des Felſens in die Capelle, und dumpf ſchallt das Geheul der Brandung durch die hohlen Klüfte zurück. Steigt man auf das Dach, ſo erreicht das Auge kaum zwiſchen den hohen Felſenwänden einen ſchmalen Strich des Himmels. Unten ſieht man tief in den Abgrund der See hinein und auf die kommende Woge, die ſich ſchäumend an der

ſchwarzen Klippe zerſchmettert. Ueberaus freundlich und willkommen erſchienen uns hier einige Tazetten und kleine Palmen, die zwiſchen den Ritzen des Felſens hervorwachſen. Selbſt dieſer Ort des Grauſens, den die Sonne nie anders als auf Augenblicke erreichen kann, muſs von ihrem Segen zeugen; der nackte Stein ſelbſt muſs lebendig werden, ſo wie ſie ihn berührt. Mir war, als müſste ich ihr dafür danken, und eilte, um ſie noch zu ſehen, ehe ſie hinabgeſunken wäre. Ihr unterſter Rand berührte eben die Fläche der See. Eine dünne Wolke bedeckte ſie gleich einem Schleier; nach und nach verbarg ſie ſich immer tiefer in den Fluthen, und jetzt war auch der letzte Punkt verſchwunden, der eben noch hell über der glatten Welle leuchtete. Nur die kleine, röthliche Wolke lag noch über dem Meer, und färbte es mit ihrem ſanften Schimmer. — Da war ſie geweſen, da hatte ſie uns verlaſſen, die Geberin des Guten! — Noch einen Blick auf die beyden

Meerbusen, die nur durch die schmale Landenge von einander getrennt werden, auf die herrliche Gegend, wie sie in dem Abendroth zu ruhen schien, und hinab in die See, die unter der Brücke, wie aus einer dunklen Grotte hervorstürzte. — Stille und ernsthaft stiegen wir wieder in die Stadt hinab. Der Gouverneur des Orts, ein biederer Schweitzer, liess unsern lieben St — zu Lande nach Mola zurückfahren; Bruder N — und ich zogen die Wasserfahrt vor, und nahmen also Abschied. Als wir an den Strand kamen, hatte sich ein frischer Abendwind erhoben; unser Caffetier-Cicerone, dessen Muth nicht nach seinem Zopf gemessen werden durfte, zog sich mit feinem Anstande zurück, und hielt es für pflichtmässig, den Wagen zu bedienen. Unterdessen stiegen wir mit unserm Bedienten und Vetturino, der uns auch begleitet hatte, in das Schiff. So wie wir aus dem Hafen waren, wurde der Wind heftiger; die Schiffer wollten die kleine Fahrt nicht wagen,

und gingen wieder an Land. Leider waren jetzt die Thore der Stadt geſchloſſen, und wir ſahen die traurige Möglichkeit vor uns, die Nacht auf dem Werſt bleiben zu müſſen, und den Unſrigen die gröſsten Sorgen zu verurſachen. Zum Glück kam ein Schiffer, der auf eine Höhe geſtiegen war, um Wetterbeobachtungen zu machen, mit der frohen Nachricht zurück, daſs die Fahrt zu wagen ſey; wir waren alſo bald wieder aus dem Hafen. Der Mond ſchien hell, und zeigte uns die ganze Gegend in ſeinem ſchönen Lichte. Ein friſcher Wind blieſs in das ſchwellende Segel, und unſer Schifflein tanzte behende über die ſilbernen Wellen. Wir wurden bald innig froh, und ſangen ein Lied nach dem andern, bis wir an dem entgegengeſetzten Ufer waren. Mit ganz andern Vorſtellungen beſchäftigte ſich unſer treuer Guido Oronzio, und zuletzt ward es ihm ganz unmöglich, uns ſein Aergerniſs über unſer frohes Singen und Scherzen länger zu verbergen. „Er möge mit dieſem böſen

Elemente nichts zu ſchaffen haben, ſagte er, und nie ſey ihm wohl darauf zu Muthe. Es gebe da weder Landſtraſsen noch Wirthshäuſer, und in dem Wirthshauſe ſey es doch Abends unſtreitig am beſten.“ In dieſe Gedanken vertieft, blieb er ſo blaſs und kümmerlich in der Ecke des Schiffes ſitzen, daſs wir uns bey der völligen Entfernung alles Anſcheins von Gefahr des Lachens gar nicht erwehren konnten. Nach einer ſchönen Fahrt von anderthalb Stünden waren wir an dem Lande, und gaben den Unſrigen unſere Ankunft durch ein lautes: Hallo! zu erkennen. Unſer Guido ſprang aus dem Schiff, und verſchwur hoch und theuer, ſich den verrätheriſchen Fluthen nie wieder anzuvertrauen. Wir wurden froh und freundlich von unſerer lieben Geſellſchaft empfangen, und lieſsen uns den rothen Wein des Landes bey unſerm Abendeſſen trefflich ſchmecken.

Sonntags den 5ten war die Sonne noch nicht lange, rein und ſchön, hinter den Bergen auf-

gegangen, als wir Mola verliefsen. Unfer anmuthiger Cicerone zeigte uns noch eine Quelle, die nicht ferne von dem Wege lag. Es ift ein fchöner Oranien-Hayn, worin mitten unter einem Rafen, der mit Güldenlack und Tazetten ganz bedeckt war, eine der reinften und fchönften Quellen aus der Seite des Berges hervorfprudelte. Hier die freundliche, einfame Quelle, und in der Ferne das weite Meer, welches heute fo fchön dunckelblau war, dafs felbft der Himmel dagegen bleich fchien; diefer Abftich machte diefe Stelle beynahe noch fchöner, als die andere. — Wir ftiegen hier ein, und gelangten durch weite Saatfelder, die mit Aloe, Lorbeern, Myrthen und blühender Colutea eingezäunt waren, zu den Trümmern des alten Minturnae, die acht Miglien von Mola entlegen find. Das Beträchtlichfte darunter ift eine grofse Wafferleitung, die von den benachbarten Bergen kommt, und uns auf Spuren der ehmaligen Thermen leitete. Man fieht noch den

ganzen Raum und Umfang der Piscina, und vieles Gemäuer von den Hallen und Bädern ſelbſt. — Dieſe Ebene wäſſert der Garigliano, ein anſehnlicher Fluſs, der in groſsen Windungen dem Meere langſam zuſtrömt. *) Wir ſetzten in einer groſsen Fähre hinüber, und ſtrichen jetzt nahe an den Moräſten von Minturnae vorbey, welche die Flucht des Marius, der ſich vor ſeinem Gegner darin verbarg, berühmt gemacht hat. Kibitze und Meven, Vögel, die nur in ſolchen waſſerreichen Gegenden ihre Nahrung ſinden, zeigten uns die Stelle. Bekanntlich wurde er gefunden und nach Minturnā gebracht, und hier war es, wo er den Cimbriſchen Sclaven, der ihn umbringen ſollte, allein durch ſeinen Blick und die Frage: „Willſt du den Marius tödten?“ in die Flucht trieb. Die groſsmüthi-

*) *Es iſt der alte Liris, und führt dieſen Namen weiter hinauf auch noch.*

gen Minturnenser entließen hier den Unglücklichen mit allem Nöthigen versehen. Dies Alles schwebte vor unsern Augen, und wir gedachten des Mannes, der mit einer gränzenlosen Selbstsucht und unerhörter Grausamkeit mehrere Anlagen und höhere Kräfte verband, als vielleicht irgend ein anderer Mensch, und dessen Gröſse im Unglück man über seiner Unmenschlichkeit im Glücke nie vergessen muſs.

Wir blieben den Mittag in S. Agata, einer Poststation unweit Sessa, dem alten Suessa der Aurunker, eines Volkes, welches den Strich Landes von hier bis Terracina bewohnte. Die Stadt liegt sehr anmuthig auf einer Höhe, umkränzt von schöner Waldung, und übersieht die ganze fruchtbare Ebene zwischen den schönen Schwingungen des Garigliano und darüber hinaus bis an den herrlichen Meerbusen von Gaëta. Hier ist auch der Berg Massicus, jetzt Monte Dragone. Die Lacrima di Sessa, einen

Wein, der in dieſer Gegend wächſt, fanden wir zwar gut, aber der alte Falerner muſs doch noch beſſer geweſen ſeyn.

Es war wieder ein herrlicher Frühlingstag, und beſonders der Mittag ſo warm und ſchön, daſs nur die Furcht vor dem ſtarken Sonnenlichte uns abhielt, unſere Mahlzeit in freier Luft zu halten. Den Nachmittag fuhren wir durch ein freundliches Thal, und nun eröffnete ſich mit einem male unſern Augen die fruchtbare Ebene von Campanien, dieſer unabſehliche Garten Italiens, wo die raſtloſe Natur von keinem Winter erſtarrt, und eine Erndte der andern die Hand beut; — ein herrlicher Teppich der üppigen Saat, ſo weit unſer Auge reichte: hier und da waren Oelbäume, Eichen und hohe Ulmen, die von frohen Reben in tauſendfachen Geſtalten umſchlungen wurden. In Oſten ſtand die hohe Mauer der Appenninen, und vor uns jetzt ſchon näher der Veſuv und die beiden

Rauchſäulen, vergoldet von den Strahlen der ſinkenden Sonne. Der herrliche Abend erhöhte noch die Lieblichkeit der Gegend, und von dem Einen, wie von der Andern gleich erfreut und heiter, kamen wir mit einbrechender Nacht nach Capua, dem Ziel unſerer Tagereiſe.

Dieſes neue Capua liegt etwa zwei Miglien von den Ruinen der alten Stadt, an dem ſchiffbaren Voltorno, einem ſchönen Fluſs, der ſich durch dieſe herrlichen Geſilde ſchlängelt und ſeinen alten Namen behalten hat. Eine ſteinerne Brücke führt hinüber. Die Stadt iſt eine ſtarke Feſtung, gut und regelmäſsig gebaut, und hat eine zahlreiche Beſatzung.

Montag den 6ten Morgens machten wir uns nach Sonnenaufgang auf den Weg, und erreichten bald die Ueberbleibſel der alten üppigen Hauptſtadt Campaniens, die es wagte, ſich mit Rom und Carthago zu meſſen, und auch von

dem grofsen Hannibal die Verheiffung erhielt, zur Hauptftadt Italiens erhoben zu werden. Auch nach der harten Behandlung, die ihre Einwohner am Ende des zweyten Punifchen Kriegs von den Römern erlitten, blieb fie doch immer eine der erften Municipal-Städte, und ward erft im Jahre 844 von den Saracenen völlig zerftört. Eine Menge von Subftructionen und Grabmälern, ein altes Thor, und befonders die grofsen Trümmer eines Amphitheaters zeugen allein noch von ihrer ehemaligen Herrlichkeit. Diefes Amphitheater ift nächft dem Römifchen Coliffeo und dem Amphitheater zu Verona das gröfste, wovon noch Spuren übrig find. Die Arena wird jetzt zum Feldbau genutzt; aufser ihr fieht man noch den ganzen untern Theil des innern, und viel von dem äufsern Umfang. Die Tufcifchen und Dorifchen Säulen, wovon man noch Ueberbleibfel fieht, find nicht fchön gearbeitet. Mehr Bewunderung verdient die Feftigkeit des Gebäudes. Das ganze Gemäuer ift von grofsen Backfteinen

und mit Quadern bekleidet. Das Römische Colisseo ist höher, aber nicht so breit, als dieses Amphitheater; ein Umstand, der die obersten Zuschauer hier ungleich weiter von dem Gesichtspunkt entfernte. — Die Ruine ist übrigens eine der Mahlerischsten, die ich gesehen habe.

Wir nahmen einen kleinen Umweg, um über Caserta zu fahren. Dieses ist ein offenes Städtchen, mit einem ungeheueren und prächtigen königlichen Lustschlosse. Die Hackertischen Gemählde, welche hier sind, und der neuangelegte Englische Garten hatten uns eigentlich hieher gezogen, aber die Leute drangen in uns, doch zuerst die Wasserkunst und die schöne Veduta auf dem Berge zu sehn; und da wir doch alle, wo nicht die Wasserkünste, doch wenigstens die schönen Veduten lieben, so liessen wir uns bereden, hin zu fahren. Wirklich fanden wir auf einem mäſsig hohen Berge eines der

prächtigſten Werke, welches die neuere Kunſt in dieſer Art hervorgebracht haben mag. Es iſt eine Waſſerleitung, die eine Quelle aus dem Gebirge in die Gärten des Königs zu Caſerta und von dort nach Neapel führt. Aus dem tiefen Thal ſind drei Reihen Schwibbögen aus lauter feſten Quadern über einander gebaut, und reichen bis an die Mitte der einander gegenüberſtehenden Berge, die ſie wie eine Brücke mit einander verbinden, und das Waſſer von dem einen zu dem andern führen: ein ungeheures, wahrhaft königliches Werk. Als wir unſere Bewunderung gebührend an den Tag gelegt hatten, und nun nach der ſchönen Veduta fragten, führte man uns an den Fuſs der oberſten Bogenreihe, und zeigte uns einen Gang, der mitten durch die dicken Mauern führte, und einer unabſehlichen Reihe von Zimmern gleicht. „Ecco la bella veduta!"*) ſagte unſer Führer. So ſehr wir

*) *Da iſt die ſchöne Ausſicht!*

uns in unſerer Erwartung getäuſcht ſanden, muſsten wir doch lachen, und nahmen unſern Rückweg zu dem andern Berge mitten durch die bella veduta. Wir kamen zu ſpät nach Caſerta zurück, um noch irgend etwas Anders zu ſehen, und machten uns gleich nach der Mahlzeit auf den Weg nach Neapel. Das Land bleibt bis dicht an die Hauptſtadt ſeinem Charakter von ungemeiner Lieblichkeit getreu. Die Saatfelder ſind überall mit Reihen groſser Ulmen durchpflanzt, an denen Reben ſich hinaufwinden, und unter einander verketten. Dann ſieht man einmal wieder ein Dorf, eine groſse Wieſe und einen Bach zwiſchen ſchönen Pappeln. Immer näher tritt der Veſuv, und plötzlich ſahen wir uns mitten in der Stadt, die wegen ihrer niedern Lage und des dichten Ulmen- und Reben-Waldes auf dem Felde kaum eine halbe Viertelſtunde weit geahndet werden kann, und zudem weder Mauern noch Thore hat. So endigten wir eine Reiſe, die man mit der Poſt in 24

Stunden abzumachen pflegt; wir brachten fünf Tage darauf zu, und möchten keinen dieser Tage verkürzen, viel weniger entbehren. Dank sey der Natur, die sich uns in ihrer ganzen Herrlichkeit enthüllte, und Dank dem, der unser Herz ihr aufschloss!

Von Neapel ein anderesmal. Lebt wohl!

Achter Brief.

Neapel, im März 1792.

Aus meinem vorigen Briefe wifst Ihr fchon, dafs wir hier find, in der dritten Stadt der chriftlichen Welt und an einer der reizendften Küften der Erde. Wer da das Gewühl von 400,000 Menfchen noch nicht gewohnt ift, hat in den erften Tagen feine Sinne nur halb, und dankt dem Himmel, fo oft er mit Hals und Bein wieder nach Haufe gekommen ift. Aus dem Fenfter hat man dann gut lachen über die Thoren, die fich mit aller Gewandtheit, deren ihr Körper und Geift fähig find, durch ihr ganzes Leben drängen, um nur hier unter dem grofsen Haufen leben zu können. Mir ift nicht beffer zu

Muthe, als wenn ich dem unerträglichen Getümmel einmal entfliehen, und mich mit meinem Bruder N — auf eine einſame Klippe an den Strand ſetzen kann; da giebt Gottes groſser Rauchfang gegenüber uns andere Augenweide, und herrlich tönt uns die ſchäumende Brandung.

Neapel, die groſse Hauptſtadt, liegt niedrig an dem ſchönen Meerbuſen, der von ihr benannt wird. Sie iſt von dem Berge Poſilippo, der ſich über die Ebene von Terra di Lavoro wenig erhebt, faſt ganz umgeben, und nur an ihrem äuſserſten öſtlichen Ende gegen die Landſeite offen. Der Blick von dem groſsen Damm an dem Hafen iſt wenigen, in ſeiner Art vielleicht Keinem an Schönheit zu vergleichen. Da ſtreckt ſich anderthalb Stunden weit die groſse Königsſtadt an der Küſte, erhebt ſich dann gleich einem Theater, und endigt mit dem Caſtel S. Elmo auf der Spitze des Berges. Unten tritt das Caſtel del Arvo auf einem Felſen weit in das Meer hinein. Neben

Euch seht Ihr in dem Hafen einen Theil der Flotte und unzählige Schiffe aus allen Theilen von Europa. Rechts schliesst die Landzunge und das Vorgebirge Posilippo, besäet mit Häusern und Gärten, den Meerbusen. Links steigt der Vesuv mit seinen zwey Kegelspitzen, und gekrönt mit wechselndem Dampf mächtig aus der See empor. Sein mählig sich hebender Fuss prangt mit zerstreuten Landhäusern und niedlichen Oertern, unter denen Portici sich am meisten auszeichnet. Hinter dem Vesuv zeigen sich die hohe Bergkette und die Thäler von Sorrento, Vico und Massa mit ihren Städten und Dörfern. Vor Euch dehnt sich das grosse Gewässer, belebt mit Fahrzeugen aller Art. Hier und da liegt ein grösseres Kauffartheyschiff oder eine Fregatte auf der anmuthigen Rhede vor Anker. Die Insel Capri schliesst mit ihrer schönen Felsenküste diese entzückende Aussicht.

Zu einer solchen Lage kommt auch noch die reinste Luft und der mildeste Himmel von Ita-

lien, um diefe Gegend vollends zu einem Paradiefe zu erheben. Auch ift Campanien noch immer das Land, wo die Natur ihre höchfte Fülle und ihren reichften Segen ausgegoffen hat. Die Vegetation wird nie in ihrem Laufe gehemmt, und in jeder Jahreszeit fieht man überall wachfen und gedeihen. Der Fleifs des Landmannes unterftützt die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens, und noch nirgend habe ich alle Gattungen des Anbaues fo mit einander vereinigt gefehen, wie hier. Auf jedem Acker reift zugleich das trefflichfte Korn und guter rother Wein, und die Ulmen, an denen die Reben fich hinaufranken, verfehen die Stadt und das Land mit Brennholz; aufserdem fieht man auf vielen Feldern noch Reihen von Feigen- Pfirfich- und Mandelbäumen. Gemüfe werden mit grofsem Fleifse gebaut und gewartet. Das Hornvieh ift ungemein grofs und fchön, hochfchenkelig und von weifsgrauer Farbe. Seine Hörner find fehr grofs, wiewohl nicht fo ungeheuer, als ich fie in Rom gefehen

habe. Ueberhaupt ist die Art weit edler als in unsern nordischen Gegenden, und die Kühe, die man aus der Schweiz hierhergebracht hat, sehen gegen das hiesige Hornvieh wie Zwerge aus; auch sieht man an ihm nie die in unsern Gegenden gewöhnliche rothe Farbe. Wenn Butter und Milch zu den gewöhnlichen Bedürfnissen der Italiäner gehörten, so würde dieser Zweig der Nahrung ohne Zweifel in einem weit blühenderen Stande seyn. In andern Provinzen des Reichs soll man fast nur Büffel ziehen, die man hier selten antrifft; auch ist dort die Schaafzucht sehr wichtig. Die Schönheit der hiesigen Pferde ist in ganz Italien und Europa berühmt. Sie sind von mittler Grösse, sehr fein gebildet, gedrungen, stark und schnell. Diese grosse Naturgaben und die ungemeine Ergiebigkeit des Bodens sollen doch außer Terra di Lavoro nur in Paglia recht genutzt werden, in allen übrigen Provinzen aber die Hälfte des Landes wüste liegen. Die Volksmenge ist, verglichen mit dem,

was ſie ſeyn könnte, nur mäſsig oder gering, und obgleich die ganze Küſte, die gröſste die ein Land nur haben kann, voll von guten Häfen iſt, ſo findet man doch in dem ganzen Reiche keinen einzigen lebhaften Handelsplatz; man möchte denn das Verkehr von Neapel, welches ſich faſt allein auf die Bedürfniſſe dieſer Hauptſtadt bezieht, ſo nennen wollen. Der Grund dieſer Uebel liegt theils in der angebornen Trägheit und Indolenz des Volks; theils in dem verfaſſungsloſen Zuſtande des Landes und der unglücklichen Vertheilung des Grundeigenthums; theils endlich in dem harten Druck, den das Land unter der faſt dreyhundertjährigen Spaniſchen Regierung erfahren hat.

Von der Trägheit des Volks iſt es ſchwer ſich einen Begriff zu machen. So groſs auf einer Seite die Ueppigkeit iſt, ſo vermiſst man oft auf der andern die gemeinſten Bequemlichkeiten des Lebens, und es iſt unglaublich, wie wenig der

Italiäner darauf bedacht ist, die Genüsse, welche sein herrliches Land ihm anbietet, zu verfeinern oder zu vervielfältigen. So treffliches Korn und Mehl man in ganz Italien findet, so ist doch an vielen Orten, besonders in der Lombardey, das Brod kaum essbar und schwerer als der Westphälische Pumpernickel. Hier ist es äusserst mittelmäfsig, und sobald ein Bäcker es dem andern zuvorthut, wird ihm schnell von der Zunft das Handwerk gelegt. Nur in dem Kirchenstaat und Toscana hat man wirklich gutes Brod. — Die Zweige der Cultur, die der Italiäner von seinen Voreltern erlernt hat, versieht er in den meisten Provinzen mit grosser Sorgfalt; geht aber nicht leicht einen Schritt weiter. Zu den gemeinsten Bedürfnissen in diesem Lande gehört der Wein; aber niemand denkt auf seine Veredlung oder auf eine bessere Art, ihn zu bereiten und zu erhalten. Daher wächst auch in ganz Deutschland vielleicht kein so herbes Getränk, als die meisten Lombardischen Weine, und vielen selbst unter den Ge-

wächſen dieſer Gegend fehlt es an Kraft und Feuer. Die Haupturſache dieſes Mangels liegt gewiſs darin, daſs die ganze Frucht des Herbſtes immer in demſelbigen Jahre verzehrt wird und werden muſs, weil, wie man ſagt, die Luft der Erhaltung des Weins nicht günſtig ſeyn ſoll; ich weiſs indeſſen, daſs Deutſche den Verſuch des Gegentheils hier mit dem beſten Erfolg gemacht haben. Noch ſchlimmer faſt wie mit dem Weine geht es mit dem Oel; man findet es ſelten erträglich. Die gemeinen Obſtarten trifft man hier auch weder in der Mannigfaltigkeit noch in der Vollkommenheit an, wie bey uns, und faſt immer werden ſie unreif verzehrt.

Unreinlichkeit iſt eine leibliche Tochter der Trägheit; auch herrſcht ſie in ganz Italien in einem ſo hohen Grade, daſs nur lange Gewohnheit den Ekel zu mindern vermag, den man bey jedem Schritt empfinden muſs. In Rom ſind die Hallen vor der Peterskirche immer ſo ſchmutzig

dafs man faft nie darinn gehen kann, und hier verwünfcht man es oft felbft in dem königlichen Pallaft, dafs man eine Nafe hat. Fenfter und Treppen werden nie, und die Zimmer felbft nur im Nothfall gereinigt. Dafs die Menfchen auf ihren eigenen Körper nicht gröfsere Sorge wenden, ift leicht abzunehmen. Daher die zahllofe Menge mancherley Ungeziefers, welches man überall findet. Auch fchämt man fich deffen fo wenig, dafs vielmehr die meiften Familien jeden Sonntag Nachmittag, wenn fie vor ihrer Hausthüre ruhen, fich öffentlich wechfelsweife die Köpfe davon reinigen.

Die Regierung ift ganz uneingefchränkt, und die Stände des Reichs kommen unter dem Namen eines Parlaments nur alle zwey Jahre einmal zufammen, um in ein gewiffes aufferordentliches Gefchenk für den König zu willigen, bey deffen Beftimmung er felbft am Ende doch den gröfsten Einflufs haben foll. Von Ferdinand dem Catho-

lischen, bis auf den blödsinnigen Carl den Zweyten stand das Reich unter Spanischer Botmäßigkeit und wurde von Statthaltern regiert. Wie hart es einem Lande unter der Hand solcher Menschen zu ergehen pflegt, die immer eilen müssen, sich selbst zu bereichern, und dabey ihrem Hofe nie Geld genug schicken können, ist eine alte Erfahrung. Diese abgelegene Provinz einer Monarchie, deren Joch nie sanft gewesen ist, ward auf solche Art dreyhundert Jahre lang unbeschreiblich gedrückt und ausgesogen, und es ist wohl kein Wunder, wenn das Land noch an den schrecklichen Wunden blutet, die ihm in diesem Zeitraume geschlagen worden sind. Dazu ist die innere Verwaltung, um die eine solche Regierung sich am wenigsten zu bekümmern pflegt, in tausend unauflösliche Knoten verwickelt. Die Collegien und Bedienten sind ohne Zahl. Die Rechtspflege ist überall schlecht, wo sie nicht in den Händen der Gesetze, sondern ihrer Diener ist; aber nirgend ist sie wohl elender als hier. Die

Anzahl der Rechtsgelehrten in Neapel beläuft ſich auf 15,000 und ihr Anſehen iſt um ſo viel gröſser, weil die Entſcheidungen der Sachen gröſstentheils auf ſie ankommen. Protocoll und Unterſuchung ſind in den Händen der Schreiber, Scrivani, ununterrichteter Leute, die ihre Stellen kaufen, und ſie ſich alſo natürlich von den Partheyen wieder bezahlen laſſen. Entſetzlich ſoll das Land von dieſen Leuten geplündert werden. — Unter den zahlloſen Collegien giebt es eine eigene Giunta degli abuſi, (Commiſſion der Miſsbräuche); ob ſie aber die Miſsbräuche ſchafft oder abſchafft, iſt ſchwer zu entſcheiden. — Dieſe allgemeine Verwirrung der Dinge wird durch das Feudalſyſtem noch mehr genährt. Das Eigenthum der Ländereyen iſt faſt allein in den Händen der Geiſtlichkeit, des Adels und des Königs. Zwar iſt der Bauer perſönlich frey, aber blos zeitlicher Pächter, und ſein Herr ſucht ſo viel von ihm zu erpreſſen, als er kann. — Die meiſten und beſten Städte gehören zu den königlichen

Domänen, andere besitzt der Adel und noch mehrere die Geistlichkeit, die überhaupt zwey Drittel und nach einigen sogar drey Fünftel der Einkünfte des Landes ziehen soll. —

Wo die Geistlichkeit so zahlreich und so reich ist, kann der Zustand der Religion nicht vortheilhaft seyn; auch ist sie nicht leicht irgendwo so sehr zu blossem äusseren Prunk herabgesunken, als hier, und das Volk ist unglaublich unwissend. Die Veränderungen, welche die gegenwärtige Regierung in diesem Theil angefangen und durchgesetzt hat, zielen mehrentheils nur darauf ab, die Einkünfte des Pabsts und der Geistlichkeit der königlichen Schatzkammer zuzuführen. Die Zwistigkeiten des hiesigen mit dem Römischen Hofe sind bekanntlich jetzt beygelegt. Die jährliche Ueberreichung des Zelters und der Summe von 12,000 Scudi als Lehnserkenntlichkeit wird künftig unterbleiben; unterdessen wird der Hof fortfahren, die Summe Geldes aus be-

ſonderer Verehrung gegen die Apoſtel Peter und Paul auszahlen zu laſſen. Die Beſetzung aller Biſsthümer hat die Regierung an ſich gezogen, und erhebt alſo auch die Einkünfte der erledigten Stellen, die ſonſt dem Pabſt gehörten. Die Klöſter ſind dem Gehorſam gegen ihre Obern in Rom entzogen und den Biſchöffen eines jeden Sprengels untergeben worden.

Unter den Augen einer wohlgeſinnten Regierung iſt der Nutzen der beyden letzten Veränderungen nicht zu läugnen; überhaupt aber hat der Pabſt gewiſs Unrecht erlitten, denn am Ende vertragen die Rechte des jetztregierenden Hauſes auf das Königreich Neapel das Tageslicht wohl eben ſo wenig, als die Lehnsherrlichkeit des Römiſchen Stuhls. Die Geiſtlichkeit hat ſehr wohl gefühlt, wie nah ihr Vortheil mit dem Vortheil des Pabſtes verwandt ſey, und ſich daher mit Hand und Fuſs gegen die Neuerungen gewehrt; aber ſelbſt in Oeſterreich hat man lange nicht mit ei-

ner gleichen Dreiſtigkeit durchgegriffen, als hier. Von der zahlloſen Menge der Klöſter ſind auch viele aufgehoben worden, und noch mehreren hat man eine in andern Ländern unerhörte Abgabe auferlegt, die bey manchen auf 60 — 80,000 Neapolitaniſche Ducaten (Thaler unſers Geldes) ſteigt. Ich würde dieſe Veränderungen nicht miſsbilligen, wenn nicht in dieſem Lande alles den Rechten der Jagd untergeordnet wäre, und auf der andern Seite mehr wohlthätige Anſtalten für die Erziehung und Bildung des Volks gemacht würden; dieſes aber iſt bis jetzt noch nicht merklich, und dann befand ſich der Landmann unter dem Krummſtabe wohl beſſer.

Neapel fühlt den Vortheil einer eigenen Regierung über das Spaniſche Joch. Schon Carl der Dritte that vieles, um das zerrüttete Werk der Verwaltung einigermaaſsen herzuſtellen. Als er König in Spanien ward, fuhr er fort unter dem Namen des jetzigen Königs, dem er das Reich

abtreten mufste, die Regierung zu führen, und aus Ehrerbietung gegen den Vater ertrug man diefes Joch lange. Erft in den letzten Jahren, als der Spanifche Hof die Entlaffung des Minifters Acton verlangte, erhielt diefer durch die Königin, dafs fich der König fehr dürr über feine Unabhängigkeit erklärte. Bekannt ift die Spannung, in der die beyden Höfe fich feitdem gegenfeitig befinden, doch glaube ich, dafs diefer Sieg der Oefterreichifchen Parthey dem Lande nicht fchädlich feyn kann. Das Herz und der Wille des Königs find gut, und wegen feiner grofsen Leutfeligkeit ift er der Abgott des Volks. Wenn ihm nur die Thiere feines Reichs nicht fo viele Zeit und Aufmerkfamkeit kofteten! Die meiften Gefchäfte gehen durch die Hände der Königin, deren guten Willen man auch Gerechtigkeit widerfahren läfst. Es find manche heilfame Einrichtungen getroffen worden, und überhaupt wird das Volk gütig und milde behandelt; aber Manches wird doch auch hier, wie in den mei-

ſten Ländern, als That geprieſen, was im Grunde nur Rauch iſt. Wenn man die inneren Kräfte und Hülfsquellen des Landes erwägt, ſo kann man nicht zweifeln, daſs eine Regierung, die weniger träge wäre, als die Einwohner, und dem Willen Nachdruck zu geben wüſste, es bald zu einem hohen Grade von Wohlſtand erheben könnte.

Eine Hauptſtadt von viermalhundert tauſend Seelen, die noch dazu wenig eigene Nahrungsquellen hat, kann für ein Reich von ſo mäſsiger Gröſse keine Wohlthat ſeyn. Sie iſt immer nur ein nothwendiges Uebel, der kranke Theil des Staates, und je gröſser die Wunde iſt, deſto weiter verbreitet ſich das Fieber. Hierher zieht ſich alles Mark des Landes, das von dem dürftigen Landmann erpreſst wird. Hier iſt der Schlupfwinkel des Laſters und der Abgrund der Sitten. Hier iſt des Menſchen ſelbſtgeſchaffene Welt! Es flieht die Natur, und mit ihr jener liberale ed-

lere Theil des menschlichen Wesens, der nur unter Gottes offenem blauen Himmel gedeiht, und Geist uud Herz allein zu erheben vermag. Da leben sie dann mit sich selbst, wühlen sich durch, und winden sich unter dem Fluch der verstoſsenen Mutter, die sie mit Blindheit schlug, daſs sie nicht mehr sehen können ihren eigenen Vesuv und die schwellende Fluth ihres Meeres, noch hören das Gelispel der freundlichen Pappel und das Rauschen in den hohen Wipfeln der Eiche! Ich erinnere mich, daſs wir in dem schönen Mola einen zerlumpten Aufwärter fragten, ob er aus dem Orte gebürtig sey? „Oh no, war die Antwort, und „Sono Napolitano io" *) würde sein schielendes Hohnlächeln uns gesagt haben, wenn er es auch nicht selbst hinzugesetzt hätte. — Uebrigens verdient doch der Napolitaner unter den Bewohnern Eu-

*) *O nein, ich bin aus Neapel!*

ropäischer Hauptstädte nicht den letzten Rang. Er ist nicht bösartig und am wenigsten tückisch. Eine solche frohmüthige, arglose Lebhaftigkeit ist mir noch bey keinem andern Volke vorgekommen, und daher kommt es auch, dass in einem grossen Theile von Italien der Pulchinella Neapolitanisch spricht. Ihre angeborne Mässigkeit verbindet sich mit dem milden Himmelsstrich, um sie von vielen der dringendsten Bedürfnisse anderer Völker zu befreyen, und dieses macht ihre frohe Sorglosigkeit noch natürlicher. Furchtsamkeit ist ihre schwache Seite. Wer diese einmal kennt, kann sie durch die unverständigsten Drohungen von jedem Frevel abschrecken und Alles von ihnen erhalten. Sie scheuen nichts so sehr, als den Soldatenstand, und wenden alle mögliche Mittel an, um dieser Klippe zu entgehen. Die meisten Regimenter bestehen aus Deutschen, und daher haben auch die Napolitaner vor dem Namen Tedescho eine gewisse natürliche Ehrfurcht, so wie sie hingegen die Franzosen mit

dem bitterſten Haſſe verfolgen. Eine Folge ihrer Trägheit iſt, daſs ſie ihre, zu einem ausgebreiteten Handel äuſserſt vortheilhafte Lage ſelbſt am wenigſten nutzen, und die erſten Handelshäuſer, die es hier giebt, Deutſche und Engländer ſind. Eben ſo verhält es ſich mit den Handwerkern, und ohne unſer Zuthun hatten wir gleich Deutſche Schneider, Schuſter, Wäſcherin und ſogar eine Deutſche Magd. Auf den Straſsen hört man unglaublich viel Deutſch ſprechen, und mit den Soldaten mag ſich die Zahl unſerer hier wohnenden Landsleute leicht auf funſzehn tauſend belaufen.

Das meiſte Verkehr der Stadt vereinigt ſich in der Straſse Toledo, die mehr als eine halbe Stunde lang, von verhältniſsmäſsiger Breite und überhaupt gewiſs eine der prächtigſten in Europa iſt. Sie iſt immer gedrängt voll von Wagen und Menſchen, und jeder, der nur Schneewaſſer oder Schwefelhölzer feil hat, ſucht ſeinen Nachbar zu überſchreyen. Auch die Straſse und Vorſtadt

Chiaja, die Plätze del Palazzo und del Caſtello, Santa Lucia und der groſse Markt ſind mit anſehnlichen Gebäuden beſetzt, und noch mehrere Straſsen würde man ſchön nennen können, wenn ſie nicht ſo enge wären, daſs zwey Wagen mit Mühe einander ausweichen. Das Straſsenpflaſter beſteht durchaus aus breiten Quaderſteinen und iſt ſehr bequem. Die Häuſer ſind hoch, und unterſcheiden ſich von allen andern in Italien durch ihre ganz platten Dächer. Die Balcons vor den meiſten Fenſtern ſind gröſstentheils ſchlechte hölzerne Gitterwerke, die vor den Häuſern ausgehängt zu ſeyn ſcheinen, und die ohnehin ſehr buntſcheckige Bauart verunſtalten.

Wenn ich die hieſigen öffentlichen Gebäude, Springbrunnen und Denkmäler anſehe, ſo fällt es mir oft ſchwer, mich zu überreden, daſs ich in Italien ſey, ſo überladen ſind ſie mit Zierrathen, und ſo bunt und widrig iſt der Geſchmack, der durchaus darinn herrſcht. Die Bauart der Kir-

chen ist schwer Gothisch, und ich habe keine einzige gesehen, die sich durch ein gefälliges Ansehen auszeichnete. Manchen Kuppeln geben die bunten Dächer von Porzellain ein wahrhaft Japanisches Ansehen. In solchem Geschmack ist auch die Metropolitan-Kirche zu dem heiligen Januarius erbaut. Hier wird das Blut des Heiligen verwahrt, und hier geschieht auch jährlich zweymal das in Deutschland bis zum Eckel oft angezogene, gerügte und erklärte Wunderwerk. Es ist kaum glaublich, welche Andacht die Napolitaner zu ihrem Schutzheiligen haben, und wie vertraulich sie mit ihm umgehen. In jeder Noth rufen sie ihn mit dem gröſsten Zutrauen an; wird ihre Hoffnung aber getäuscht, so ziehen sie ihn zur Rechenschaft, und fangen an, mit ihm zu zürnen und zu zanken. Geschieht das Wunder einmal nicht schnell genug, so werden sie anfangs traurig und hernach wüthend; einmal sollen sie sogar in einem solchen Fall die Bildsäule des Heiligen genommen und in das Meer geworfen ha-

ben. Als bey einem heftigen Ausbruch des Vesuvs die Flammen auch bey finsterer Nacht die ganze Stadt erleuchteten, drohte das Volk einen Aufruhr. Die erschrockene Geistlichkeit verkundschaftete bey Naturforschern das wahrscheinliche Ende des Ausbruchs, und da die Antwort ihrem Wunsch gemäfs ausfiel, so beschlofs man mit dem heiligen Januarius gegen den wüthenden Berg auszuziehen. — Sonderbar genug, dafs der Zug kaum auf die Magdalenbrücke vor der Stadt gekommen war, als der Strom der Lava stockte. Noch steht die Bildsäule des Heiligen oben auf der Brücke, und reckt die drohende Hand gegen den Vesuv aus. Man kann sich vorstellen, wie sehr der Glaube des Volks durch diesen Zufall gestärkt worden ist. — Von der reichen Capelle, wo das berühmte Blut aufbewahrt wird, ist die Kuppel merkwürdig. Es ward dem grofsen Dominichino aufgetragen, sie zu mahlen; er fand aber so viel Neider dieser Ehre, dafs er die Arbeit stehen liefs und nach Rom flüchtete. Hier-

auf drängte man ihn so sehr, zurückzukommen und sein Werk zu vollenden, daſs er sich endlich erbitten lieſs; jetzt gingen aber auch seine Verfolgungen wieder an, und er starb vor Gram, ehe die Arbeit fertig war. Seinem Landsmann und ärgsten Feind Lanfranco ward die Vollendung des Werks aufgetragen: dieser überstrich Alles, was Dominichino gemahlt hatte, und lieſs nur einige Figuren unter der Kuppel stehen; wahrscheinlich auch diese nicht aus guter Absicht, denn man sieht es ihnen an, daſs Hand und Geist des Mahlers gehemmt waren.

In Rom ist keine Polizey, weil die dortige Verfassung und die bestehenden Vorrechte der Groſsen jede gute Einrichtung dieser Art unmöglich machen; hier vermiſst man sie durch die Nachläſsigkeit der Regierung eben so sehr. An keine Reinigung der Straſsen wird gedacht, und daher ist es natürlich, daſs man auf dem sonst so vortrefflichen Pflaster bey heiterer Luft vor Staub

erstickt, und bey Regenwetter nicht durch den Koth kommen kann. Es würde noch weit schlimmer damit seyn, wenn arme Leute nicht den Mist so sorgfältig auffammelten, um ihn hernach zu verkaufen. Eine gute nächtliche Erleuchtung würde um so nothwendiger seyn, da die Strassen einen grossen Theil des Jahrs hindurch bey Nacht fast noch belebter sind, als am Tage. Ein dürftiges Hülfsmittel gegen dieses Uebel hat man dem Witz eines wohlgesinnten Mönchs zu danken, der die Frömmigkeit wohlhabender Leute so zu leiten wusste, dass sie an vielen Orten der Stadt Madonnen und Heiligenbilder aufstellen liessen, die immer erleuchtet sind, und an denen Niemand sich vergreifen darf. Wäre der Charakter des Volks nicht so arglos und friedsam, so müssten noch weit mehrere Unordnungen vorfallen, als wirklich geschieht. Wenn Napolitaner in Streit gerathen, so erheben sie ein Geschrey, als ob von nichts geringerem als Todtschlag die Rede wäre; aber in Worten ergiesst sich auch

ihre ganze Galle, und die Mordthaten sind selten. Noch kürzlich hörte ich unter meinem Fenster ein fürchterliches Geschrey, und da ich nichts als die Worte „Hülfe! erdrosseln und ermorden vernahm, war ich schon im Begriff, hinunter zu eilen, als die müssige Gleichgültigkeit der Nachbarn, die mit ineinander geschlungenen Armen dem Schauspiel zusahen, mir auffiel, und auch mich beruhigte. Bald darauf war es auch wieder so stille, als ob kein Wort hier gewechselt worden wäre. — Diebstähle sind hier weit häufiger, als in Rom, doch ist man auch in dieser Rücksicht hier lange so unsicher nicht, als in andern Hauptstädten von Europa. Fast noch nothwendiger, als hier, wären gute Polizeyanstalten in den Provinzen, wo, Apulien ausgenommen, die Menschen lange nicht so gutartig seyn, und täglich unzählige Ausschweifungen begangen werden sollen.

Wo die öffentliche Sicherheit mehr auf der Gutmüthigkeit des Volks, als auf öffentlichen An-

ſtalten und der Wachſamkeit der Regierung beruht, da muſs ein Aufruhr um ſo gefährlicher werden, da faſt ein jeder Einwohner bewaffnet und Jäger iſt. Man hat dieſes ſchon bey mehr als einer Gelegenheit erfahren, und wie ſchnell ſich das Feuer dann durch die ganze Provinz zu verbreiten pflegt. Die Regierung muſs daher das Volk und beſonders die 40,000 Lazaroni, die wenig Eigenthum zu verlieren haben, mit der gröſsten Schonung behandeln, und läſst nicht leicht eine ihrer Klagen unerörtert.

Eine der beſchwerlichſten Folgen der ſchlechten Polizey iſt die unerträgliche Betteley, welche mir noch nirgend ſo beſchwerlich gefallen iſt, als hier. Es iſt wahr, daſs es in Italien weit mehrere und ungeſtaltetere Krüppel giebt, als in unſern Gegenden, und beſonders iſt die Zahl der Blinden ſehr groſs; aber unglaublich weit wird auch die Verſtellung getrieben, und hier zeigt der Italiäner Induſtrie. Es giebt der wohlthätigen

Anſtalten überall ſo viele, daſs es Dürftigen nicht ſchwer wird, Verpflegung und Unterhalt zu finden; aber die Betteley iſt einträglicher, und man hat mich verſichert, daſs viele dieſer Leute nicht allein ſich, ſondern auch eine zahlreiche Familie reichlich unterhalten. In Rom begegnete ich oft einem Bettler, der ſich in einem eigenen kleinen Wagen, auf deſſen Rückſeite mit groſsen Buchſtaben: „per Charita" *) gemahlt war, durch einen Eſel in der ganzen Stadt herumfahren lieſs. Andere liegen auf den Straſsen und winſeln wie Verzweifelnde. Hier entblöſst einer ſeinen waſſerſüchtigen Leib, ein anderer rollt die blinden Augen fürchterlich in dem Kopf herum. Dort ſitzt ein Kranker mit geſenktem Haupt mitten auf der Straſse, und Weib und Kind ſind um ihn gelagert, um die Vorbeygehenden aufmerkſam zu machen. Manche betteln nur

*) *Aus Mildthätigkeit.*

zuweilen, weil es ihnen grade einfällt. In Rom halten ſie von 12 bis 2 Uhr regelmäſsige Ruheſtunden. Dann ſieht man ſie in ganzen Gruppen auf dem Platze Colonna ſitzen, ihr Mahl halten und mit einander ſcherzen und Karten ſpielen, ohne daſs es einem von ihnen einfällt, in dieſen Stunden den Vorübergehenden anzuſprechen. Hier ſitzt auf unſerem gewöhnlichen Spaziergange immer eine ganze Reihe von Leuten, die uns als Bekannte lachend anreden, die Hand auf den Mund legen und ſchwören, daſs ſie ohne unſern Beyſtand vor Hunger umkommen würden. Dieſes iſt überhaupt nur eine ſtarke Floſkel, die jeder Bettler allenfalls mit vollem Munde zu ſagen im Stande iſt.

Vielleicht hängt kein Volk ſo an ſeinen Vergnügungen, als das hieſige, der Vornehme an Oper und Corſo, der geringe Mann an ſeinem Hannswurſt und alle an dem Spiel. Als neulich die Nachricht von dem Tode des Kay-

fers hier ankam, follten alle Luftbarkeiten auf acht Tage eingeftellt werden; man fand aber, dafs eine fo lange Trauer das Volk zu fehr drücken würde, und erlaubte nach drey Tagen die Schaufpiele wieder zu öffnen. Das grofse Theater S. Carlo bey dem Schlofs ift ungemein prächtig, und hat eine edle Form. Sechs Reihen Logen ftehen übereinander, und die Meiften der Zwifchenräume find mit Spiegeln verfehn, fo dafs die volle Erleuchtung fehr blendend ift. In diefem Theater find auch die Maskeraden, und man hat an einem der Faftnachtstage 6,000 Masken darin gezählt. Die Anzahl der kleineren Theater ift fehr grofs, und fie ftehen nebft dem Kriegswefen unter einem eigenen Collegium. Da feit Faftnacht von keinen profanen Dingen mehr die Rede feyn darf, fo wird eine heilige Oper gegeben, und auch dem Hannswurft geben die heiligen Legenden reichen Stoff. Oft kommt er unter den Chriften und Unchriften fonderbar genug vor. Neulich las ich auf einem Auffchlag-

zettel: „Gli Miracoli e il martirio della ſantiſſima vergine con buffo"*); ein andermal „La decollazione di S. Giovanni battiſta con buffo" **); und dann wieder: „La crudelta di Nerone tragicomedia ſpettacoloſa con buffo" ***). Es iſt ſonderbar genug, wie lebendig das Andenken dieſes Unholds noch immer in Italien iſt: Giuſtizia di Nerone, Crudelta di Nerone****) ſind alltägliche Sprüchwörter in dem Munde des gemeinen Mannes.

---

*) *Die Wunder und der Martertod der allerheiligſten Jungfrau mit Hannswurſt.*

**) *Die Enthauptung des heiligen Johannes des Täufers mit Hannswurſt.*

***) *Die Grauſamkeit des Nero, eine ſpectaculöſe Tragicomödie mit Hannswurſt.*

****) *Neroniſche Gerechtigkeit; Neroniſche Grauſamkeit.*

Noch in keiner Stadt habe ich ſo viele und ſo prächtige Fahrzeuge aller Art geſehen, als hier. Auſser den Kutſchen ſteht eine zahlloſe Menge einſpänniger Caleſchen, die ſehr niedlich und leicht ſind, auf den meiſten Plätzen, immer zu vermiethen bereit. Man kommt mit ihnen auf eine ſehr ſchnelle Weiſe durch die Stadt, und nur das ſchreckliche Gedränge, nebſt dem Rufen der Warnenden, wodurch man ſelbſt oft in Verwirrung geräth, iſt unangenehm. Daſs dem tollen Fahren durch die gedrängten Gaſſen nicht geſteuert wird, würde ich als noch einen groſsen Fehler der Polizey rügen, wenn ich glaubte, daſs ein Verbot dieſer Art bey dem ſo lebhaften Charakter des Volks durchgeſetzt werden könnte; dabey haben die Leute durch Gewohnheit eine ſolche Gewandtheit erlangt, ſich durchzudrängen und auszuweichen, daſs ſich verhältniſsmäſsig hier wohl weniger Unglücksfälle dieſer Art zutragen mögen, als anderswo. Daſs der Corſo ſehr glänzend iſt, werdet Ihr Euch leicht

vorſtellen; oft ſieht man vier bis fünf Bedienten hinter einem Wagen. Es iſt unglaublich, wie die Menſchen an dem ſchaalen Vergnügen hängen, ſich beſtändig auf den Gaſſen auf und nieder fahren zu laſſen. Mancher Edelmann darbt ſich ſein Mittagsmahl bis auf eine Schüſſel Macaroni ab, um nur in dieſer Reihe nicht zu fehlen. Der maskirte Corſo iſt eine der erſten Faſtnachtsluſtbarkeiten. Alle Sonntags- und Donnerſtags-Nachmittags erſcheint eine Menge von Birutſchen voll maskirter Perſonen in der groſsen Stráſse Toledo, und fährt einige Stunden lang darinn herum. In jedem Wagen haben ſie einen Korb voll Dragées, die ſie mit einem Löffel nach ihren Bekannten werfen, die ihnen begegnen oder auf den Balcons ſtehen. Dieſe erwiedern den Angriff, und ſo wird der Krieg oft lange fortgeſetzt. Eine Hauptvorſtellung pflegt dem Schauſpiel ſeinen Glanz zu geben. Neulich wollte man der Ungariſchen Nation eine Ehre erweiſen, deren Geſandte grade anweſend ſind,

um dem König eine Schaumünze zu überreichen, die auf ſeine Anweſenheit in Preſsburg bey der Krönung des verſtorbenen Kayſers geſchlagen worden iſt. Die Noble-garde ſtellte alſo den Triumph der Ungarn vor, und ritt in prächtiger Kleidung vor einem hohen Triumphwagen, der mit allegoriſchen Perſonen beſetzt war. Dieſe warfen ein auf die Feyerlichkeit verfertigtes Gedicht unter die Zuſchauer aus. Der König pflegt an dieſen Luſtbarkeiten ſelbſt Theil zu nehmen, und viele Tauſende von Zuſchauern füllten die Straſse. Es wird ſehr gute Ordnung gehalten.

Es hat mir oft geſchienen, als hätten die Italiäner den Sinn für das, was wir groſse und ſchöne Natur nennen, ganz verloren. Berge, Wald, Felſenufer, enge Thäler, wenn ſie gleich mit den höchſten Reizen der Vegetation geſchmückt ſind, Alles dieſes, was uns entzückt und erhebt, nennen ſie ſchwarz und greulich,

und begreifen nicht, wie die ſonderbaren Frem-
den an ſolchen Dingen Geſchmack finden können.
Eine unermeſsliche Ebene gilt ihnen für das
ſchönſte, weil es das reichſte und belebteſte iſt,
und weil ſie darinn am ſchnellſten von einem
Ort zu dem andern rollen können. Wenn der
vornehme Italiäner einen Theil des Jahrs in
einer Gegend, die wir ſchön nennen würden,
auf einem einſamen Landgute zubringen ſollte,
ſo würde er ſich für ſehr unglücklich halten:
Landleben nennt er es alſo, wenn er im Herbſt
auf etliche Monate aus der groſsen Stadt in eine
kleine, oder von Neapel nach Portici zieht,
welches nur eine Stunde von der Hauptſtadt
entfernt iſt und faſt damit zuſammen hängt.
Der einzige Theil, worinn ſie hier Geſchmack
zeigen, iſt die Ausſicht; denn gewöhnlich iſt
die Lage der Oerter, wo ſie ihre Landhäuſer ha-
ben, ſehr reizend. Hier liegen ſie faſt alle auf
dem Hügel Poſilippo und an der Küſte des Mee-
res zerſtreut. Da man nicht gerne ſpatziert, ſo

iſt der Mangel an Spatziergängen natürlich. Hier iſt die Villa Reale der Einzige. Sie liegt an dem Meere, und hat eine herrliche Ausſicht, beſteht aber übrigens blos aus einem elenden Gitterwerk, an dem einige verſchnitzelte Ulmen und Reben hinauf laufen. In der Mitte ſteht der berühmte und ſchöne antike Grupp, der unter dem Namen des Farneſiſchen Stiers bekannt iſt. Alle Gärten, die ich ſonſt noch geſehen habe, ſind klein, und tragen das Gepräge des elendeſten Schneider-Geſchmacks, ja ſelbſt der Königliche Garten zu Portici, in dem allein ſich zur Noth noch ſpatzieren läſst, beſteht aus lauter graden Gängen zwiſchen Wintereichen, und ſelten ſieht man einen andern Strauch.

Von der Sittlichkeit des Volkes entwürfe ich Euch gerne ein beſſeres Bild, als dasjenige, welches ich Euch in meinem letzten Brief aus Rom zeichnete; leider aber kann ich es nur wiederholen. Nach allen Seiten ſind dieſe Menſchen

von den ersten Gesetzen der Natur abgewichen, und fürchterlich straft sie den Frevel. Nicht blos eine Beule liegt vor der Stirne offen da, sondern das Gift ist durch den ganzen Körper gedrungen bis in seine kleinsten Adern und Nerven. Es soll in dem strengsten Verstande des Worts wahr seyn, dass ordentliche Ehen unter der Menge gar nicht mehr üblich sind, und dass die vollkommenste Zügellosigkeit eine der ersten stillschweigenden Bedingungen der Verbindung ist. Eine Frau, die den Antrag eines fremden Mannes als eine Beleidigung mit Unwillen von sich wiese, würde als sehr ungesittet verschrieen werden. Ist ihr die Sache nicht anständig, so lehnt sie die angetragene Ehre durch irgend eine schickliche Entschuldigung höflich von sich ab. Eine anderweitige Verbindung oder einiger Aufschub sind die gewöhnlichsten Vorwände. Einen eifersüchtigen Ehemann hat kein Liebhaber leicht zu fürchten; vielmehr stehen beyde gewöhnlich in dem besten Vernehmen. Welch

einen Einfluſs dieſes allgemeine Verderben auf die Erziehung der Kinder habe, und haben muſs, iſt leicht abzunehmen; und ich kann auch in dieſer Rückſicht nur bekräftigen, was ich Euch in meinem Brief aus Rom ſchon geſagt habe. Es iſt entſetzlich, anzuſehen, wie Eltern mit ihren Kindern umgehen, und wie ſie ſie verwahrloſen. Von dem höchſten bis zu dem niedrigſten Stande werden ſie blos als eine Bürde angeſehen, die Mutter, welche die Meiſten verloren hat, wird für die Glücklichſte gehalten, und niemand ſcheut ſich ſogar, dieſen allgemein angenommenen Grundſatz zu behaupten. Man möchte ſein Auge von jedem Menſchen wegwenden, wenn man einmal in dieſen ſcheuſslichen Abgrund geſehen hat. Und da doch alles das ſo natürlich iſt, eines immer ſo unabwendbar aus dem andern folgt, und dennoch die Menſchen unſinnig und blind immer denſelben von der Natur abführenden Weg fortlaufen; das iſt ſchrecklich! Ach! laſst mich abbrechen; ich möchte

weinen und klagen, und was hilft es doch, wo menschlichen Augen alle Rettung verborgen ist.

In den Wissenschaften sind die Napolitaner, wie selbst ihre erklärtesten Vertheidiger gestehen müssen, hinter den übrigen Italiänern um ein volles Jahrhundert zurück. Dass sie in den bildenden Künsten ihren Griechischen Ursprung nicht verrathen, habe ich schon vorhin gesagt. Am weitesten haben sie es in der Mahlerey noch gebracht. Die Gemählde ihrer Schule sind voll Feuer und reicher Erfindung, in den Meisten aber vermisst man Gefühl und Adel.

Es wird jetzt ein schon von Carl III angefangenes Gebäude vollendet, worin alles, was der König von Werken der alten Kunst besitzt, aufgestellt wird, und junge Leute dann nach den grossen Mustern arbeiten sollen. Die ehemalige Farnesische Sammlung, die von Rom hieher gekommen ist, steht zum Theil schon darinn, theils

aber in der Porzellainfabrik, wo die Stücke, die dort ſind, auch als Muſter dienen. Es iſt mir indeſſen auffallend geweſen, daſs Deutſches Porzellain, ohne nach ſolchen Muſtern verfertigt worden zu ſeyn, an Materie, Form und Mahlerey weit ſchöner iſt, als das hieſige. — Die höchſt merkwürdige Sammlnng der Sachen, die in Herculanum und Pompeji gefunden worden ſind, iſt in dem Muſeum zu Portici. In Pompeji ſind wir neulich geweſen, und ich brauche Euch nicht zu ſagen, daſs dieſer Tag nicht der gleichgültigſte unſerer Reiſe geweſen iſt. Ein eigenes Gefühl ergreift Euch, wenn Ihr auf den Straſsen in manchen noch unverſehrten Gebäuden der Alten auf und ab wandelt, und nichts als die Menſchen vermiſst. Es wird noch immer fortgearbeitet, und man fährt auch fort, die gefundenen Schriften, ſo weit ihr Zuſtand es erlaubt, mit unſäglicher Mühe zu entziffern. Bisher hat man indeſſen noch nichts gefunden, was die Arbeit belohnt.

Die königliche Gemählde-Sammlung ist in dem Schloss Capo di Monte, welches auf einem Hügel an dem nördlichen Ende der Stadt liegt. Carl III liess es erbauen: erst als es beynahe fertig war, bemerkte man den Mangel des festen Grundes und des Wassers; dazu hatte man auch die Treppe vergessen. Es ist daher nie vollendet worden, und dient blos zu der Aufbewahrung der Gallerie. Die meisten Gemählde sind aus den ehemaligen Farnesischen Sammlungen in Parma und Rom. Carl III liess sie hieher bringen, sie haben aber theils durch die Versendung, und theils, weil sie fast bis auf diese Stunde in Kisten über einander gepackt gelegen haben, viel gelitten. Dass in dieser Sammlung viele herrliche Bilder sind, ist bekannt.

Aus der Vorstadt Chiaja führt gegen Puzzuoli die berühmte Grotta di Posilippo, ein neun hundert Schritt weit durch den Berg gehauener Weg, der gewiss einzig in seiner Art ist, und

deſſen erſter Anblick einen erſtaunlichen Eindruck auf mich gemacht hat. Wenn Ihr in dieſes Felſenthor hinein tretet, ſo ſcheint Euch der Ausgang kaum erreichbar entgegen. An zwey Stellen geben Oeffnungen, die wie Fenſter durch den Berg gehauen ſind, ein dämmerndes Licht, aber in der Mitte herrſcht dicke Finſterniſs. Dort iſt eine Capelle mit einem Madonnenbilde, das von den Allmoſen der Vorübergehenden beſtändig erleuchtet wird. Dumpf ſchallts durch die ganze Grotte das Rollen der Wagen, das Rufen der Warnenden und die Stimme des Knaben, der um Licht für ſeine Madonna bettelt. Hin und wieder ſcheinen Fackeln, wo eine Kutſche durchfährt. Aus dieſer Grotte gelangt man bald in die berühmten Phlegräiſchen Gefilde. Da iſt der See Agnano zwiſchen lieblichen Hügeln, die ſich bis an das mit Pappeln bekränzte Ufer hinabſenken. Kleiner iſt der See Aſtroni, aber umgeben mit ſchöner Caſtanien - Waldung, wo der König ſich oft mit der Jagd der wilden Schweine

ergötzt, die hier gehegt werden. Weiterhin ist die stets dampfende Solfatara, die Stadt Puzzuoli, das alte Puteoli und die Ruinen von Bajae, welches durch seine reizende Lage bey den Alten so berühmt war. Schön liegt in einem tiefen Bekken der unergründliche Averno. An seinem Ufer sind in einem Wald, der sich bis in die Gewässer des Sees hinabsenkt, die Trümmer eines Tempels des Apollo. Auf der andern Seite ist die sogenannte Grotte der Cumäischen Sybille. Ich sage Euch von Allem diesen eben so wenig, als von den Elisäischen Gefilden, den vielen Dunst- und Schwefelbädern und von unsern Wanderungen nach dem Misenischen Vorgebirge und dem alten Linternum, weil Ihr darüber an einem andern Ort umständlichen Bericht erhalten werdet. Lasst Euch also genügen und lebt wohl!

Neunter Brief.

Neapel, den 10ten März 1792.

Freuet Euch mit uns! Was wir kaum zu hoffen wagten, ist geschehen. Der Vesuv hat uns seine ganze furchtbare Herrlichkeit offenbart. Schon seit dem 25sten des vorigen Monats kündigten schwarze Dampfwolken, die abwechselnd und stärker als gewöhnlich aus dem Schlunde emporstiegen, den Ausbruch an; da aber die Sache in der gegenwärtigen Jahrszeit etwas nicht ganz gewöhnliches ist, so mochten wir uns auch nicht mit vergeblichen Hoffnungen schmeicheln. Wir hatten unsere Wanderschaft nach dem Crater auf den 27sten bestimmt, und fuhren also den Mor-

gen nach Portici, welches Neapel gegenüber an dem Fuſse des Berges liegt.

Der Veſuv hebt ſich auf der Oſtſeite des Neapolitaniſchen Meerbuſens aus dem Meere, und der Campaniſchen Ebene allmählich empor, und hat an ſeinem Fuſse ungefähr 24 Italiäniſche Meilen (8 Stunden Weges) im Umfang. Bis gegen die Mitte ſeiner Höhe gehört er zu den fruchtbarſten und lachendſten Gegenden Italiens. So kannten ihn auch ſchon die Alten, und Strabo, der zu Auguſts Zeiten lebte, hat uns in dem erſten Buche ſeiner Erdbeſchreibung ein ſo merkwürdiges Gemählde von ihm hinterlaſſen, daſs es Euch vielleicht nicht unangenehm ſeyn wird, die ganze Stelle hier zu leſen.

„Dieſe Gegenden beherrſcht der Veſuv, ein „Berg, der mit den fruchtbarſten Gefilden um„geben iſt. Er hat keine Spitze, ſondern der „Gipfel iſt gröſstentheils eben und ganz unfrucht„bar; der Grund ſcheint Aſche, und verſchiedene „Höhlen, die man in dem Berge ſindet, ſind

„voll von Röhren und Steinen, die eine ruſſichte „Farbe haben und vom Feuer wie durchfreſſen „ſcheinen. Es läſst ſich daher vermuthen, „daſs die Stellen ehemals gebrannt und Feuer- „Schlünde enthalten haben, deren Flamme in „der Folge mit dem Stoff ausgegangen iſt." *)

So lange alſo hatte der Berg geruht, daſs ſogar das Andenken von ſeinen frühern Ausbrüchen verloren gegangen war, und nur Aſche und Laven noch davon zeugten. In dem Jahr 79 endlich ereignete ſich die berühmte und merk-

---

*) *Super haec loca ſitus eſt Veſuvius mons, agris cinctus optimis: demto vertice, qui magna ſui parte planus totus ſterilis eſt, adſpectu cinereo, cavernasque oſtendens ſiſtularum plenas et lapidum colore ſuliginoſo, utpote ab igni exeſarum, ut conjecturam facere poſſis, haec loca olim arſiſſe et crateras ignis habuiſſe, deinde materia deſiciente reſtincta ſuiſſe. — Ich habe nur dieſe lateiniſche Ueberſetzung des Strabo's vor mir.*

würdige Veränderung, die den neuen Crater bildete, und dem älteren Plinius sein Leben kostete. Die ganze Ebene, wovon Strabo spricht, fiel ein, und vergrub die Städte Herculanum und Pompeji in Asche. Nur ein Theil der Rinde des alten Craters blieb auf der Nord- und Ost-Seite in Gestalt eines Halbzirkels stehen, und bildete zwey Gipfel, die jetzt Somma und Ottajano heissen. Niedriger stand auf der Südseite der Kegel und Crater des neuen Vulcans, der sich aber nach und nach so aufgeworfen hat, dass er jetzt die beyden andern Spitzen beherrscht. Zwischen beyden ist ein Thal der Fuss des neuen Vesuvs geworden, dessen Umfang hier noch 36,856 Pariser Fuss beträgt. Der Crater ist über dieses Thal noch 743 und über die Fläche des Meeres 1677 Pariser Fuss erhoben. *)

---

*) *Bey dem neueren heftigen Ausbruch von 1793 ist der ganze Kegel eingestürzt und hat eine andere Gestalt bekommen.*

So viel von der Geschichte und Gestalt des Vesuvs. Der traurige Untergang der Städte Herculanum und Pompeji hat die Menschen nicht abgeschreckt, sich auf dieser reizenden Küste wieder anzubauen. Sie ist in einer Strecke von mehreren Stunden mit einer fast ununterbrochenen Reihe von Dörfern besetzt, die zusammen einer grossen, wohlgebaueten Stadt gleichen, und der ganzen Gegend einen Anstrich von ungemeiner Lieblichkeit geben. In Portici bekam jeder von uns einen Esel mit einem Treiber, welche letztere sich hier insgesammt Ciceroni nennen. So beritten trippelten wir den Berg hinan; eine Reuterey, die keinen von uns mehr erfreute, als unsern kleinen Ernst, der in diesem Augenblick alle Vulcane der Welt nicht für seinen Esel genommen hätte.

Die Luft war trübe, und der Wolken-Himmel lag schwer auf der fernen Höhe des Meers. — Feyerlich stille war der Ausdruck der ganzen Natur, wie bey einem drohenden Wetter. — Der

Dampf ſtieg immer ſtärker und dicker aus dem Berge herauf, und hing jetzt über ihm wie eine ſchwarze Donnerwolke; dann und wann hörten wir Schüſſe wie einer entfernten Canone — Bald wurden die Schüſſe anhaltender und heftiger, und mit einemmale ſchoſs eine hohe Säule von ſchwarzem Dampf und in dem Dampf ein Hagel von glühenden Steinen aus dem Schlunde empor. Dieſes war der Anfang des Ausbruchs. Zwiſchen Weingärten, welche die vortreſſliche Lacrima hervorbringen, hatten wir die Hälfte des Weges vollbracht, und befanden uns jetzt auf dem weiten Felde der erkalteten Lava-Ströme, das bis an den Fuſs der Haupt-Spitze reicht. Schrecklich iſt der Anblick dieſer wüſten Fläche, die ganz bedeckt mit den ſchwarzen Trümmern der Erde überall nur Verwüſtung und ewigen Tod zeigt. Hier keimt kein kleines Moos, kein Epheu ſchlingt ſich um den nackten Stein, und auch kein kleiner Vogel verirrt ſich in dieſe Wüſte. Alles iſt öde, eine ſchwarze Leiche der Natur.

Um ſo freundlicher erſchien uns die Wohnung der beyden Einſiedler in dem Thale zwiſchen dem Veſuv und Somma. Umgeben mit hohen Linden und allerley Grün, hat ſie eine der ſchönſten weiteſten Ausſichten, die eine Wohnung haben kann. Hier lag der Meerbuſen von Neapel mit der groſsen Königsſtadt zu unſern Füſſen; dort die weite Ebene Campaniens, angefüllt mit Städten und Dörfern und geſchmückt mit der herrlichſten Fülle der Natur; in der Ferne die hohen Schneekuppen unſerer getreuen Appenninen; jenſeits über Neapel dehnten ſich die freundlichen Buſen von Baja und Gaëta. Die Bucht von Terracina, das Circejiſche Vorgebirge und die Inſeln Ponza und Ventotiene entdeckten wir noch durch den grauen Nebel. Iſchia, Procita und Capri lagen vor uns, wie hineingeſäet in das Meer, und weit über ſie hinaus ſchloſs die unabſehliche Höhe des Oceans die Ausſicht. — So kann die Natur hier erſtorben ſcheinen bis in ihre geheimſten Winkel; aber herrlich und hehr ſteht

ſie dort wieder auf, und ergieſst ihr reiches Horn über den Menſchen, daſs er nirgend mangele der Fülle ihres Segens und ihrer Reize, und jetzt taumelnd vor Wonne nach dem bekränzten Thyrſus greife, wo er eben noch nach dem Gewande ſich umſah, ſein Antlitz zu verhüllen. — Der Platz wäre wohl ſchön geweſen für einen wahren Einſiedler; dieſe ſind hier aber nicht, ſondern ein Prieſter aus Genua, der 32 Jahre lang als Sprachmeiſter durch ganz Europa gereiſt iſt und ein Layenbruder aus Paris halten vielmehr ein Wirthshaus zum Behuf der Fremden, die den Veſuv beſteigen. Sie ſtehen dabey ſehr gut, und ſcheinen beyde der Welt nicht ganz entſagt zu haben.

Nicht weit von hier muſsten wir unſere Eſel zurücklaſſen. Der Weg über die Laven iſt ſehr beſchwerlich: nur ſelten geht man auf dem feſten erkalteten Strom, ſondern an den meiſten Orten iſt die Rinde durchbrochen, und die ſchar-

ſen eckigen Trümmer liegen Haufen bey Haufen, ſo daſs man nirgend einen feſten Tritt hat. Als wir endlich den Fuſs des eigentlichen Vulcans erreicht hatten, ward der Weg noch viel mühſamer, weil die ganze Oberfläche des Berges mit ſo tiefer Aſche bedeckt iſt, daſs man die ſteile Höhe mehr hinanwaten als gehen muſs; doch leiſteten uns hier unſere Wegweiſer gute Dienſte, indem ſie ein Schnupſtuch um den Leib banden, woran wir uns hielten und ſo von ihnen hinaufziehen lieſsen. — Ungefähr auf der Hälfte unſers Weges zu dem Crater muſsten wir ſtehen bleiben, weil die glühenden Steine unſern Füſsen ſehr nahe hinabrollten, und uns zu zerſchmettern drohten, wenn wir uns noch weiter hinauf wagten. Wir ſetzten uns auf ein ungeheures Felſenſtück, welches der Veſuv in einem ſeiner heftigſten Ausbrüche ſo weit geſchleudert hatte. Hier ſaſsen wir ein paar Stunden, und weideten uns an dem groſsen Schauſpiel, welches ohne Nebenbuhler in der Natur iſt.

Unter unſern Füſsen hörten wir wie den unausgeſetzten Donner der Canonen, und einmal zählten wir 28 Schüſſe, wovon der folgende immer ertönte, ehe das dumpfe Getöſe des vorigen ganz verhallt war. Jedesmal zitterte der ganze Berg, und ſpielte mit dem ungeheuern Stein, auf dem wir ſaſsen. Eine dicke Dampf-Säule ſtieg nach der andern und ein Hagel von glühenden Steinen nach dem andern in die Lüfte empor. Helle Blitze fuhren zuweilen aus dem Schlunde auf, und erleuchteten die ſchwarze Dampf-Wolke, die ſich immer mehr und mehr über dem Berge ausbreitete. Wie bey dem heftigſten Ungewitter ein flammender Wetterſtrahl den andern zeugt, ein Schlag dem andern folgt, und jetzt ein dichter Hagel die Fluren verwüſtet, ſo wüthete der Berg und ſo praſſelten die ausgeworfenen Steine an dem jähen Abhange hinunter bis zu unſern Füſsen. Jemand von unſern Leuten holte uns einen der noch dampfenden Steine; er war ſo heiſs, daſs wir alle uns daran wärmen konnten. Als

etwas Sonderbares bemerkten wir, daſs alle groſse Steine, die der Berg auswarf, die Geſtalt eines Ellbogens hatten.

Es dauerte lange, ehe wir uns entſchlieſsen konnten, unſere ſchöne Stelle zu verlaſſen. Der Rückweg war faſt noch ermüdender als das Steigen, weil der Abhang ſehr jähe iſt, und man bey jedem Fuſstritt bis über die Waden in die Aſche ſinkt. Wer mit Schuhen hinaufgeht, kommt gewöhnlich baarfuſs hinunter, und der Regel nach muſs man dem Vulcan ein paar Stiefeln opfern, wenn man es unternimmt, ſich ſeinen Myſterien zu nähern. — Wir gelangten indeſſen bald wieder zu unſerer Einſiedeley, lieſsen uns ein kleines Mahl trefflich ſchmecken, und ich muſs geſtehen, daſs die Lacrima der geiſtlichen Herrn ihrem Geſchmack Ehre macht. Auf dem Rückwege weideten wir uns an der herrlichen Ausſicht, und kamen mit Einbruch der Nacht wieder nach Neapel. Noch denſelben Abend gingen wir

an den Strand. Jetzt loderte die Flamme hell aus dem Schlunde auf; die Gluth der Steine ſtieg hoch in die Lüfte, rollte an dem Abhang wieder hinunter, und die ſtark erleuchtete Dampf-Wolke brütete über dem Berge.

Noch zweifelte man, ob es, wie häufig zu geſchehen pflegt, bey dieſem kleinen Tumult bleiben, oder wirklich zum Fluſs der Lava kommen werde. Dieſe machte ſich in der Nacht ihre Bocca (ſo heiſst man die Oeffnung in dem Berge, wodurch die Lava ihren Ausweg nimmt), und den Morgen auf unſerm Spatziergang zeigte uns der Dampf, der ſich weit in das Meer hineinſtreckte, den ganzen Lava-Strom. Auf unſerer einſamen Klippe, die etwa zwey gute Stunden von dem Veſuv entfernt ſeyn mag, ſaſs ich heute mit unſerm N— ſehr lange. Wir hörten deutlich das unausgeſetzte Getöſe in dem Berge, welches ſich unter das Geräuſch der Wogen miſchte, und freuten uns des Schickſals, das uns

zu Theil geworden ist, so grosse Dinge zu sehen.

An dem Abend desselben Tages erblickten wir zum Erstenmale das Schauspiel, woran wir uns seitdem täglich weiden. Aus ihrer Bocca, die nicht weit unter dem Gipfel ist, bricht die Lava hervor, und stürzt, wie ein glühender Wasserfall, den schwarzen Berg hinab. Aus dem Schlunde lodert die Flamme auf und spielt mit der Gluth der Steine. Hochroth steigt der Dampf über dem Strom der Lava und dem Schlund auf, steht in einem grossen Bogen über dem Berge, und verliert sich allmählig in der Finsternifs der Nacht. Die kleinen krausen Wellen werden Purpur in dem hellen Widerschein, und vergessen ihrer Natur, um mit dem erborgten Glanz eines fremden Elements zu pralen. Eine tiefe Stille herrscht dann auf diesem, bey Tage so geräuschvollen Platz, und niemand neidet uns den Anblick des herrlichen Schauspiels. Die meisten Fremden sehen es aus ihren Fenstern, und die

gutmüthigen Napolitaner ſind ihrem Buffo zu hold, um ihn gegen ſolche, wo nicht alltägliche doch alljährliche Dinge zu vertauſchen. Nur zuweilen röthet ein kleiner Kahn ſich in den Purpurwellen, und ein ſpäter Fiſcher miſcht ſein Abendlied unter das Geräuſch der Wogen. Bey Tage beſchäftigen uns auf unſern Spatziergängen die tauſendfachen Geſtalten der Dampf - Wolke. Oft ſteigt ſie ſenkrecht aus dem Schlund empor, und liegt in Geſtalt eines Dreyecks auf dem Strom der Lava. Strahlen ſchieſsen aus dem Mittelpunkt, und vermiſchen ſich kräuſelnd in die heitere Luft. *) Bald iſt der halbe Berg in ſchwarzen Dampf gehüllt, und bald breitet er ſich wie-

*) *Dieſe Form hat man zu den Abbildungen des Sinai gebraucht. Ueberhaupt haben Dichter und Mahler nichts ſo gut zu nutzen gewuſst, als die Vulcane. Milton z. B. hat gewiſs die ſchönſten Bilder des erſten Buchs ſeines Gedichts blos dem Veſuv zu verdanken.*

der über den dritten Theil des Himmels, und ruht nur auf der dicken Säule, die aus dem Schlunde emporsteigt.

Freytags den 3ten waren einige unserer Bekannten in der verflossenen Nacht auf dem Vesuv gewesen, und erzählten uns so schöne Dinge, dass wir gleich beschlossen, das Abentheuer auch zu versuchen. Wir setzten uns also gegen Abend in einen Kahn, und fuhren hinüber nach Portici. Die Luft war stille und heiter. So wie die Abendröthe in dem fernen Westen mehr hinuntersank, ward die Gluth der Lava immer heller, und auf der glatten Welle kämpfte der blutige Widerschein von dem Berge mit dem freundlichen Silberschimmer des Mondes Es war beynahe acht Uhr, als wir in Portici anlangten, und wir fanden bald wieder Esel, um uns hinauf zu bringen. — Noch einmal muss der matte Erzähler hier um Nachsicht bitten, wenn er es unternimmt, ein Schauspiel zu beschreiben, welches

weit über alle Worte erhaben ist. Was die feurigste Phantasie sich für Bilder nur schaffen kann, um Alles, was grofs und furchtbar ist, mit einander zu verbinden, verliert sich hier in einem leeren Traum und verschwindet, ein luftiges Hirngespinnst, in den fernen Hallen der Erinnerung.

So wie wir aus den Strafsen von Portici in die Gärten gekommen waren, sahen wir mit einemmale wie ganz nahe vor uns den Strom der Gluth grofs und breit von der Spitze des Berges bis weit in die Wüsteneyen der ältern Lava sich hinab wälzen.

So wie die Schnee-Lawine, mit Schrecken gewaffnet, von dem Könige der Savoyischen Alpen sich plötzlich ins Thal stürzt, eine öde Zerstörung hinter sich zurücklassend, abgerissene Felszacken und zersplitterte Tannen liegen wild und schaudervoll umher; so stürzt hier der gewal-

tige Flammenſtrom aus dem Rachen des Berges, und ſo liegen rechts und links ungeheure Feuerklumpen in der todten Aſche.

Als wir der Einſiedeley näher gekommen waren, fanden wir den Schauplatz wieder verändert. Da begränzte der breite Feuerſtrom von der Spitze des Berges bis tief unter uns die Ausſicht. Dicke Finſterniſs herrſchte auf unſerer Seite, die in eine ſchwarze Wolke wie verhüllt war; auf der andern ſchien der ganze Berg nur eine Maſſe von Gluth und Flammen. Strahlen von glühenden Steinen ſchoſſen zuweilen aus dem Strom ſeitwärts hervor, und begruben ſich zwiſchen den Lavahaufen, und hochauf wölbte ſich der feurige Dampf und röthete den Himmel.

Wir muſsten unſere Eſel wieder nahe bey der Einſiedeley zurück laſſen, um der Lava nahen zu können. Obgleich wir nicht ſo hoch zu ſteigen brauchten, als das vorigemal, war der

Weg doch beynahe noch ermüdender, weil wir durch die groſsen Haufen von loſen und ſcharfen Steinen queer durchgehen muſsten, und der Schein der Fackel das Tageslicht nicht erſetzte. — Das Schieſsen in dem Berge hatte aufgehört, dagegen aber wechſelte beſtändig ein naher unterirdiſcher Donner mit dem lauten Sauſen der Windsbraut. — Wie ein wirbelnder Orkan plötzlich über der ruhigen See entſteht; finſtere Nacht hängt über dem Meere, und wird nur zuweilen durch die Flamme des Wetterſtrahls zu einem fürchterlichen Tage! Das hohe Rollen des Donners miſcht ſich unter das Brauſen des Sturms und der Woge, die, einem Berge gleich, ſich gegen das Ufer wälzt, und mit lautem Geheul ſchäumend an der ſchwarzen Klippe bricht: krächzend ſucht der Rabe unter der hohen Eiche einen unſichern Schutz; der Schwan birgt ſich in dem dichten Schilfgebüſch, und die graue Meve ſchwebt über der ſteigenden Welle, und taucht den behenden Fittig in die naſſe Fluth. Ohn-

mächtig verſinkt der bange Bewohner der Küſte unter der Laſt des erſtickenden Süds und fleht mit ängſtlichem Gebet gen Himmel, für den Säugling, der ſich an der Bruſt der kaum athmenden Mutter windet. So ſchienen auch durch dieſe fürchterliche Nacht alle Elemente in ſchrecklichen Kampf; und ein Schauer durchdrang uns nach dem andern. Der Berg ſchien in ſeinen Grundfeſten zu beben: unter uns ewiger Donner und Sturm; oben die ſchreckliche Flamme, die ſich hoch aus dem Schlunde empor ſchwang und das Licht unſerer Fackeln verlöſchte; dann der Hagel der glühenden Steine, die praſſelnd an dem Berge hinabrollten, und der rothe Dampf, der ſich über dem uns jetzt unſichtbaren Strom der Lava kräuſelnd in die Lüfte hob. Mir war, als ſollte kein Tag und keine Nacht mehr ſeyn, und die glühende Fluth der Flammen jetzt ſiegend die Stelle des Oceans einnehmen. So vereinigten ſich hier alle Schrecken der Natur, um den ſtolzen Sterblichen an ſein Nichts zu erinnern, und

vor der schonenden Allmacht in den Staub zu werfen.

Wir waren jetzt an dem Fuſs der Lava, konnten aber den Haupt-Strom nicht erreichen. Ueber uns ward der Fluſs zwischen groſsen erkalteten Lavahaufen aufgehalten, und schien ein See von Gluth und Flammen. Nahe bey uns sahen wir keine flieſsende Lava, sondern nur einen Arm von glühenden Steinen, die neben uns hinabrollten, und woran unsere Führer ihre Stäbe anzündeten. Jeden Augenblick schoſs ein Feuer-Strahl aus dem Haupt-Strom und dem glühenden See zu unsern Füſsen hinab. Ein weites Feld von feurigen Steinen und glimmender Asche umgab uns fast ringsum. Neben uns war ein Arm der Gluth, dessen obere Rinde eben erkaltet war. Wir folgten unsern Führern, welche hinaufstiegen, und standen jetzt auf einer schwarzen Brücke über dem Feuerstrom. Die helle Gluth schien durch die Ritzen, und so wie man mit einem Stabe eine kleine Oeffnung machte,

loderte er in Flammen auf. Bey der augenſcheinlichen Gefahr wäre es nicht rathſam geweſen, ſich lange hier aufzuhalten; wenn es uns auch ſonſt die erſtickende Hitze möglich gemacht hätte. Unſere Wegweiſer zeigten uns Lava von dem Auguſt 1790 *), die noch ſo heiſs war, daſs wir in der Tiefe eines halben Fuſses unmöglich die Hand daran halten konnten. Auf dem Rückwege hatten wir das Unglück, uns zu verirren, und liefen Gefahr, die ganze Nacht zwiſchen den ſcharfen Lava-Trümmern herumwandern zu müſſen, wenn unſere Führer nicht zu gutem Glücke den Weg noch wiedergefunden hätten. Es war zwey Uhr, als wir ernſthaft und nachdenkend in der Einſiedeley wieder anlangten, und mit dem Purpurſaft der edlen Frucht des Berges unſere ermüdeten Glieder ſtärken konnten.

---

*) *Relata refero.*

Gegen 3 Uhr Morgens ſingen wir an, den Berg wieder hinab zu ſteigen, erreichten Portici bald, und machten uns zu Fuſse auf den Rückweg nach Neapel. Jetzt war auch der Mond untergegangen, der mir in dieſer Woche zum erſtenmale in meinem Leben läſtig geweſen iſt. Noch weit heller war der groſse Lava - Strom; die ganze Dampf - Wolke ſchien Feuer und hing über dem hellerleuchteten Berge; langſam verhallte uns der unterirrdiſche Donner, und in dem werdenden Morgenroth fieng die helle Gluth an zu ſchwinden, als wir in Neapel wieder anlangten. Es war 6 Uhr, als wir nach Hauſe kamen, und uns, müde wie wir waren, gleich zur Ruhe legten.

Zehnter Brief.

Rom, den 15ten April 1792.

Ich habe dem Reiz, die Charwoche in Rom zuzubringen, nicht widerstehen können, und bin deswagen seit 14 Tagen hier. Noch keine Reise ist mir so reichlich belohnt worden, als diese, und ich eile deswegen, Euch von dem, was ich gesehen und gehört habe, einiges mitzutheilen.

Alle Feyerlichkeiten der heiligen Woche geschehen in der Peterskirche, dem Vatican und der dazugehörigen Sixtinischen Capelle. Diese berühmte Capelle ist ein längliches Viereck, und giebt an Gröſse vielen Kirchen nichts nach.

Durch einen Corridor, der dem Frauenzimmer beſtimmt iſt, wird ſie in zwey Theile getheilt. In dem hintern Theil iſt ein ſehr einfacher Altar, ein Thron für den Pabſt und Sitze für die Cardinäle. Noch zwey Bänke ſind für die Ordensgeneräle und anweſenden Biſchöfe. Für Fremde iſt nur weniger Raum. Bey jeder Feyerlichkeit bildet die Schweitzerwache einen Kreis um die Thüre, und verſtattet Niemanden den Eintritt, deſſen Kleidung nicht einen höheren Stand verräth. In den inneren Raum der Capelle kommen gar nur die angeſehenſten Leute; indeſſen glückte es mir, unter dem Schatten der groſsen blauen Bänder meiner Münſteriſchen Freunde jedesmal als eine Perſon von dem erſten Range mit durchzuſchlüpfen. — Politiſch merkwürdig iſt dieſe Capelle, weil bey der Pabſtwahl die Cardinäle ſich darinn zu dem Scrutinium verſammeln; noch merkwürdiger iſt ſie dem Künſtler, weil ſie bis auf wenige Theile ganz von Michel Angelo Buonaroti al freſco gemahlt, und in dieſer

Gattung das gröſste Denkmal iſt, welches man von ihm hat. Keine Figur, kein Strich verläugnet die Meiſterhand des Mannes, der das blühendſte Zeitalter der Kunſt, vom Anfang bis zu Ende durchlebt hat, ohne ſich ſelbſt zu überleben. Ueberall ſtaunt man den Coloſſen an, den gröſsten vielleicht, den das Jahrhundert hervorgebracht hat, den Mann, der zugleich Bildhauer, Mahler, Baumeiſter und Dichter war, in keinem dieſer Fächer der Letzte und in mehr als einem der Erſte. Schade, daſs die Grazien, ungehalten über den gewaltigen Geiſt des Mannes, ſich mit ihrer ganzen Allmacht allein dem göttlichen Raphael an die Seite ſtellten, und ihm ſo den gröſsten ſeiner Siege, den Sieg über Michel Angelo zu Wege brachten. So wie Raphael durch die ſanften Gefühle von Liebe und Innigkeit, die er durch jeden Pinſelſtrich erweckt, gleich an ſich erinnert, und man nach ihm ſich umſieht, um Hand und Herz mit ihm zu theilen: ſo erſtaunt man dagegen nur vor Michel Angelo, und ſcheut,

ihn anzureden. Seine Bildsäulen sind von einer so bewundernswürdigen Richtigkeit und Wahrheit, dass sie alle Werke neuerer Kunst weit hinter sich zurücklassen; dabey aber sind sie auch so hart und steif gearbeitet, dass man sie neben einer mittelmäfsigen Antike nicht ansehen mag. Auf gleiche Weise ist auch in seinen Gemählden keine Spur von Grazie oder nur Gewandtheit, und selbst seine Gebäude tragen neben dem ihnen eigenen Charakter der Gröfse und Majestät einen finstern Ausdruck. — Den ganzen Hintergrund der Capelle nimmt das berühmte jüngste Gericht ein, vielleicht das gröfste Gemählde in der Welt. Seinem Genie gemäfs wählte Michel Angelo den Augenblick der Ankunft des Richters. Alles athmet Schrecken, und selbst die Mutter, die den Blick des Liebenden nur kannte, verbirgt ihr Antlitz an seiner Brust. Märtyrer erscheinen zu beyden Seiten, und zeigen zu ihrer Rechtfertigung die Werkzeuge ihrer Quaal. Selige steigen hinauf und Verdammte hinab; begreifen läfst sich

es aber von Michel Angelo, und nur ihm muſs man es verzeihen, daſs beyde Theile ſich nicht wohl von einander unterſcheiden laſſen. Unten ſteigen Todte aus der Erde auf, um andere bildet ſich eben der werdende Leib. Engel ſuchen den Menſchen hinauf zu helfen, und Teufel ſie mit ſich hinab zu ziehen; hierüber entſteht ein Kampf zwiſchen Beyden. Sehr unſchicklich erſcheint hier der Styx und Charon mit dem gefüllten Kahn. Eine ſo ungeheure Idee, wie dieſe, iſt gewiſs nie gemahlt worden, und auch nur Michel Angelo konnte ſie zugleich faſſen und mahlen. Die Kunſt, womit die unzählige Menge von Figuren unter einander gruppirt und doch zu ſolch einem Ganzen verbunden ſind, daſs man das coloſſaliſche Bild mit einem Blicke faſſen kann, überſteigt vielleicht alles, was vorher und nachher geſchehen iſt. Sieht man dabey die gewaltige Kraft und den Ausdruck, der über jede Figur ergoſſen iſt, ſo muſs man ſtaunen über dieſen Rieſen ſeines Jahrhunderts, und vergiſst

über dem ersten Staunen auf dem ganzen Bilde auch nur einen Kopf zu suchen, den Raphael oder Guido gemahlt haben könnte. Kenner bewundern die Richtigkeit der Zeichnung, und behaupten, dass fast jede einzelne Figur in dieser Rücksicht als Muster dienen könne. — Das Colorit ist sehr roth, hat aber auch durch die Zeit viel gelitten, die Umrisse scheinen mir zu scharf und eckicht. Ueberhaupt glaube ich, dass man Michel Angelo in seiner ganzen Grösse wie in seinen Mängeln nicht besser kennen lernen könne, als aus diesem Bilde. Als es bald fertig war, kam ein feister Cardinal, der zu den ersten Staatsbedienten Pauls des Dritten (Farnese) gehörte, um es zu besehen. Die vielen nackten Figuren gaben ihm ein solches Aergerniss, dass er dem Pabst Vorstellungen darüber machte, und Michel Angelo einige Stellen überstreichen musste. Dafür stand aber unsere Eminenz den folgenden Tag unter der leibhaften Gestalt des Satans auf dem Gemählde. Die Sache ward bald ruchtbar in ganz

Rom, und kam zu den Ohren des Cardinals selbst. Kaum hatte dieser sich durch eigenen Augenschein von der Wahrheit des Gerüchts überzeugt, so lief er zu dem Pabst, und bat um einen Strafbefehl gegen Michel Angelo, die ärgerliche Aehnlichkeit von dem Bilde zu tilgen; Paul der Dritte aber entschuldigte sich mit dem Vorwande, daſs seine Gewalt sich zwar über das Fegfeuer, nicht aber über die Hölle erstrecke, und so muſste der Cardinal sich zuletzt auf das Bitten legen. — An der Decke der Capelle sind einige Augenblicke der Schöpfung und des Sündenfalls gemahlt, die ebenfalls zu Michel Angelo's gröſsten Gedanken gehören, und selbst Raphael, als er hernach in den Logen denselben Gegenstand bearbeitete, zum Theil geleitet haben. An der Seite wechseln Figuren von Propheten und Sybillen, deren einige an Kraft und redender Wahrheit fast Alles übertreffen, was ich bisher gesehen habe. — Doch fast vergesse ich über Michel Angelo und seinen Werken, was ich Euch von der

Feyer der Charwoche sagen wollte. — Wenn Ihr alles erklärt und die Empfindungen eines christlichen Protestanten dabey treulich aufgezeichnet sehen wollt; so schlagt nur Volkmann und Bernouilli auf; ich werde mich damit begnügen, nur einiges auszuheben, was mir besonders aufgefallen ist.

Die Segnung der Palmen an dem Palmensonntage, die Fußwaschung an dem grünen Donnerstage, die Speisung der Armen u. d. g. sind Dinge, um derentwillen ich ein andersmal keinen Schritt thun würde. Ceremonien an ihrem Platz thun auf mich wie auf einen andern ihre Wirkung; wenn aber alles zum blossen Schauspiel herabsinkt, und es blos darauf ankommt, daſs ein Jeder wohl gelernt habe seine Lection, so werde ich unwillig. Lebendige Vorstellung soll die lebendigste Erinnerung bewirken; wer aber könnte sich wohl hier bey der Erinnerung des Vergleichs enthalten, und was kann entstehen aus dem Vergleiche, als bitterer Spott?

Das Miserere läſst alles, was ich bisher von Kirchenmuſik gehört habe, weit hinter ſich zurück. Es wird den Mittwoch, Donnerſtag und Freytag Nachmittags nach der Vesper in der Capelle aufgeführt. Ich war jedesmal mit dabey, und der letzte Eindrück blieb dem erſten gleich. Die Cardinäle waren jedesmal und an dem Charfreytag auch der Pabſt zugegen. Auf einem Balcon ſind etwa 40 Sänger, die anfangs die Vesper wie gewöhnlich abſingen; dann werden plötzlich alle Lichter ausgelöſcht; der Pabſt verläſst ſeinen Thron und kniet vor dem Altar, ſo wie die Cardinäle vor ihren Sitzen mit abgewandtem Geſicht; es entſteht eine tiefe Stille, und 4 Stimmen, die Reinſten, die ich je gehört habe, heben den Geſang an. O, der unbeſchreiblichen Harmonie, wie da Alles in einander flieſst und ſtimmt! Bald hört man nur den leiſen klagenden Jammer des einen, dann greiſen die andern wieder ein, und ſo wallt der Trauergeſang, bis am Ende jeder Strophe alle Stimmen ſich vereinigen. In

der folgenden Strophe antwortet immer das ganze Chor, und wenn ſie gleich in dem ſtärkſten Baſs ganz gewöhnlich weggeſungen wird, ſo thut dieſes doch zwiſchen der ſtillen flieſsenden Klage der andern keine widrige Wirkung. Mir ward die Stelle unſicher unter den Füſsen, und ich beneidete den Pabſt und die Cardinäle wohl zum erſtenmal in meinem Leben um ihren ruhigen Platz, ſo gerne hätte ich mich hinwerfen, mich ſatt weinen und klagen mögen. Nie hat mich etwas ſo ergriffen und bewegt, wie dieſer Geſang. Himmliſch muſs die Seele des Mannes geweſen ſeyn, der eine ſolche Harmonie zuerſt erſinden konnte. — In der neuern Kirchenmuſik der Italiäner liegt nichts vón jener hohen Salbung der älteren, die alle Nerven ſo zu erſchüttern vermag, und bloſs Ueberlieferung erhält dieſen Geſang hier in einer ſolchen Vollkommenheit, daſs man ihn nachzuahmen an jedem andern Orte vergeblich verſucht hat. Bey den meiſten anderen Gelegenheiten würde man durch die Muſik

das Theater kaum von der Kirche unterscheiden können. Sonderbar ist es, dass der gewöhnliche Gesang der gemeinen Italiäner höchst unangenehm und schreyend ist, da doch die ganze Nation, selbst den Pöbel nicht ausgenommen, ein feineres Grhör hat, als jede andere.

An dem grünen Donnerstage und Charfreytage Abends ist in der Peterskirche die Erleuchtung des Creutzes. Die ganze Kirche ist dunkel und nur vor dem Hochaltar hängt aus der Kuppel ein grosses Creutz herab, welches durch unzählige Lampen erleuchtet wird. Schön ist die Idee, an diesem Tage jeden Schmuck wegzulegen, die Gemählde zu verdecken, alles finster und öde zu lassen, um nur das Creutz, das Zeichen des hohen Tages, zu erheben, und alle Augen darauf zu richten. Welch' einen Eindruck dieser Anblick in der ungeheuren Kirche machen müsse, könnt Ihr Euch vorstellen; Schade nur, dass hier auch an diesen Abenden der allgemei-

ne Versammlungsort für das ganze Römische Volk ist, und daſs man daher wegen des unaufhörlichen Getümmels und Plauderns sich selbst keinen Augenblick überlassen ist. An dem Charfreytag Abends nach der Vesper kommt der Pabst zur Anbetung in die Kirche und betet. Dieses schien der würdige Greis so natürlich und herzlich zu thun, daſs man ihn ohne Rührung und Wohlwollen nicht ansehen konnte.

Der groſse Segen wird zweymal gegeben, einmal, an dem grünen Donnerstag nach der Fuſswaschung, und das zweytemal den ersten Osterfeyertag nach der Messe. Die Ablesung der Bulle in coena domini und das Anathema gegen die Ketzer ist schon von dem Pabst Ganganelli unterlassen worden. Die hohe Messe an dem ersten Festtage ist sehr feyerlich. Die Peterskirche glänzt in ihrem höchsten Schmuck. In Begleitung einer langen Reihe von Cardinälen, Bischöffen Prälaten und Ordens-Generälen wird der Pabst

in einem grofsen Seffel und mit der dreyfachen Krone auf feinem Haupte hinein getragen. Noch keinen Priefter fahe ich den Gottesdienft fo fchön und feyerlich verrichten, als ihn. Nach der Meffe geht der Zug auf den Balcon vor der Kirche. Mir hatte das Herz fchon geklopft, als ich ihn daher tragen fah, einen der fchönften Greife, voll Inbrunft des Gebets und immer fegnend zu allen Seiten. Jetzt trat er oben hervor. Der ganze ungeheure Platz war mit einer zahllofen Menge von Menfchen angefüllt. Wie nun der Pabft Hände und Augen gen Himmel hob, mit der ihm gewöhnlichen Inbrunft und Feyerlichkeit, die Hände darauf nach dem Volke ausftreckte und es fegnete, wie da alles auf einmal niederfiel und die Canonen von der Engelsburg donnerten, den Eindruck vermag ich Euch nicht zu befchreiben; wüfste aber nicht, wofür ich ihn hingeben möchte. Ob es vernünftig fey, ftehen zu bleiben, oder auch nieder zu knien, darüber habe ich nicht nachgedacht; aber ich

lag da, ganz natürlich, wie die Andern, liefs mich auch fegnen, und, warum foll ich es läugnen, die Thränen ftanden mir in den Augen. Es mag fich wohl Manches darüber fagen laffen, aber am Ende kommt es mir doch vor, als fey das natürliche Niederfallen wohl fo gut, als das raifonnirte Stehenbleiben, und noch reut mich der empfangene Segen nicht.

Erleuchtung und Feuerwerk auf der Engelsburg befchliefst den Montag- und Dienftag-Abend die Feyerlichkeit. Die meiften etwas anfehnlichen Häufer find erleuchtet, und vor den vornehmften brennen Pechtonnen, eine der vorzüglichften Ergötzlichkeiten für Alt und Jung. Die Tonnen werden von innen mit Pech bekleidet und auf dem Boden ein Feuer angezündet, welches dann fchnell um fich greift. Wirklich nimmt fich die Sache nicht übel aus; aber das vorzüglichfte Schaufpiel dabey ift die gefpannte Aufmerkfamkeit der Römer, und wie fie die grofsen funkeln-

den Augen von einer Tonne zu der andern wenden, um zu sehen, welche zuerst zusammen fallen werde. So nimmt dieses Volk für die kleinste Sache Parthey, und Ihr glaubt nicht, wie ansteckend das Beyspiel ist. — Das Feuerwerk auf der Engelsburg gehört eigentlich für den Krönungstag des Pabstes; aus Gefälligkeit gegen die vielen anwesenden Fremden verschiebt er es aber immer auf diese Tage. Anfang und Ende sind das Schönste davon; einige Hundert Racketen fliegen mit einem male auf, und zerplatzen hoch in der Luft mit einem Geräusch, welches den Donner trefflich nachahmt. Das Uebrige ist weniger ausserordentlich; überhaupt aber ist die Geschicklichkeit der Römischen Feuerwerker sehr grofs.

Morgen reise ich zurück nach Neapel. Gott befohlen!

Chemnitz,

gedruckt bey Johann Carl Wesselhöft.

